

Stadtarchiv Mannheim

Nachlaß

Hermann Heimerich

Zugang: 24/1972

Vierteljährlich 2 M.

8. Jahrgang. No. 14.

Zweites Oktoberheft.

Einzelnummer 40 Pf.

1908.

DAS FREIE WORT

FRANKFURTER.
HALBMONATSSCHRIFT
FÜR FORTSCHRITT AUF ALLEN
GEBIETEN DES GEISTIGEN LEBENS

BEGRÜNDET VON

CARL SAENGER

HERAUSGEgeben von

MAX HENNING

Inhalt:

Nach dem sozialdemokratischen Parteitag.

Von Gustav Herlt.

Deutschland und die Türkei.

Von Gustav Herlt.

Die blinden Hessen und Ihr Wahlrecht.

Von Franz Staudinger.

Die Zukunft der demokratischen Vereinigung.

Von Bremensis.

Die mittleren Beamten.

Von Erwin.

Die Kardinäle und die Nepoten der Päpste des 14. Jahrhunderts.

Von Dr. Leopold Schmitz.

Vier Grundartikel einer wissenschaftlichen Weltanschauung.

Von Philosophus.

Kleine Mitteilungen: Zum Eucharistischen Kongreß. — Der erste Internationale

Kongreß für Moralphäagogik. — Die Schändung des Heiligtums. — Dr.

Max Rieß †. — Der „christliche Pilger“, Lourdes und die Monisten. —

Das geistliche Schießen.

(Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet.)

FRANKFURT AM MAIN
NEUER FRANKFURTER VERLAG

G. m. b. H.

74

B

Für unsere Abonnenten liegt dieser Nummer der zweite (Schluß-) Bogen bei sowie der Umschlag von

Über Wunder

von

Rudolf Virchow.

Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Wahrmund

vor Pilatus und dem k. k. Staatsanwalt.

Illustrationen zum Falle Wahrmund aus dem Leben eines katholischen Seelsorgers.

Von Joseph Leute, vormaligem katholischem Pfarrer.

Preis M. —.60.

Grazer Tageblatt. Was Leute als ehemaliger Priester gegen den „sachverständigen“ Privatgelehrten Pilatus, der seine Vielseitigkeit als Protestant, Christ, Jesuitenfreund und Sozialdemokrat hundgegeben hat, ins Treffen führt, ist so wuchtig und niederschmetternd, daß diesem sonderbaren Verteidiger Roms wohl ein für allemal die Lust zu ähnlichen Spiegelfechtereien vergehen muß. Aber auch das romknechtische Verhalten der Staatsanwaltschaft findet durch Leute eine unwiderlegliche Kritik. Jedem Freund der Aufklärung und geistigen Freiheit sei die Broschüre warm empfohlen.

Wissenschaft und Religion

von Malvert.

Mit 156 Abbildungen im Text.

Autorisierte Übertragung nach dem 25. Tausend der französischen Ausgabe.

Preis broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Frankfurter Zeitung. Des Franzosen A. Malvert „Science et Religion“ ist jetzt in deutscher Übersetzung erschienen unter dem Titel „Wissenschaft und Religion“. Das Büchlein zeigt, wie die uralte religiöse Symbolik der Naturmenschen bis in die neueste Zeit sich erhalten hat und in den heiligsten Formen steckt, wenn sie auch oft nicht gleich auf den ersten Blick zu erkennen ist. Die Geschichte des Feuer- und des Sonnenzeichens, Kreuz und Scheibe, ist ungemein lehrreich, durch Illustrationen erläutert, wirkt sie geradezu packend. Das Buch gehört zu jenen, die der weitesten Verbreitung wert sind; es leuchtet in die finstersten Winkel der menschlichen Geistesgeschichte und wird in manchem Kopfe helles Licht aufgehen lassen. Die Übersetzung ist vorzüglich.

Das Buch das du lesen sollst

von Max Becke.

228 Seiten stark. Preis broschiert M. 2.—, eleg. gebunden M. 3.—.

Blätter des deutschen Monistenbundes, Jena. Das ganze Buch ist in der einfach schlichten Weise geschrieben, wie das mitgeteilte Stück. Eben deswegen wird es, hoffen wir, von vielen mit inniger Freude gelesen werden. Und niemand wird es ohne Feiertagsstimmung aus der Hand legen, in einer Stimmung, die nicht nur beruhigt und erhebt, sondern augleich auch mit neuer Kraft erfüllt und neuem Wollen, an dem Aufbau einer monistischen Kultur mitzuarbeiten.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für

Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
begründet von Carl Saenger
herausgegeben von Max Henning

Jg. 14. Zweites Oktoberheft 1908. VIII. Jahrg.

Nach dem Sozialdemokratischen Parteitag.

In unserem Leitartikel im zweiten Septemberhefte haben wir darauf hingewiesen, wie die Zustände in der deutschen Sozialdemokratie den Zuständen in Preußen-Deutschland so merkwürdig gleichen. Jetzt haben wir auch in der sozialdemokratischen Partei die „neue Mainlinie“. Von Berlin aus „regiert“ der Parteivorstand in ähnlicher Weise wie die „Reichsregierung“, aber Süddeutschland opponiert bei jedem Schritte und wird nur so „mitgeschleift“. Man kann nicht sagen, daß die eine Seite recht und die andere unrecht hat. Es sind zwei verschiedene Welten; man könnte ebenso die Frage erörtern, ob Berlin oder München mehr dem entspricht, was „eine Stadt sein soll“.

Wichtiger ist schon die Frage, ob es für Deutschland und seinen kulturellen Fortschritt besser ist, wenn die Sozialdemokratie ihre prinzipielle und taktische Einheitslichkeit behält, oder wenn sie sich spaltet. Zunächst erscheint es besser, wenn sie zusammenbleibt, weil — wie die Verhältnisse nun einmal liegen — die Sozialdemokratie im Grunde doch die einzige Schutzwehr gegen den Absolutismus der Regierungen ist, die wir haben. Da die Regierungen die im Schmucke ihrer Roten Adlerorden einherstolzierenden Freisinnigen in ihrer Eigenschaft als „Opposition“ richtig als die non-valeurs einschätzen, die sie leider in der Tat sind, und weil von dem im innersten Mark erzreaktionären Zentrum nichts zu befürchten ist für Thron und Altar, auch wenn es einmal, wie eben, die gekräutete Leberwurst mimt und Gewehr bei Fuß steht, könnte die preußische Regierung nach Herzenslust schalten und walten, wenn die Sozialdemokratie nicht wäre. Vor ihr hat man in Preußen mit Recht höllischen Respekt, auch wenn sie in den Parlamenten keine Rolle spielt,

denn sie kann, wenn alle Stricke reißen, zwei gewichtige Trümpfe ausspielen: den Generalstreik und den Massen-Austritt aus den Kirchen. Vor beiden Eventualitäten graut es auch den tapfersten preußischen Staatslenkern und Hofschränzen, genau wie vor dem vielberufenen europäischen Kriege: man weiß nämlich genau wie die Sache anfängt, doch nicht wie sie endet.

So ist denn eine deutsche Sozialdemokratie, die von einem einzigen Mittelpunkte aus regiert wird, als Bauwau gegen die Regierungen vorerst unerschöpflich. Andererseits wäre es der Beginn einer neuen besseren Ära in der inneren Politik, wenn sich die Revisionisten von der sozialdemokratischen Partei abspalten, weil dann die Möglichkeit geboten würde, die absolut notwendige *radikale linke Kultur-Partei* zu bilden, welche alle wirklichen Liberalen seit langer Zeit heiß ersehnen. Man konnte ja in Baden sehen — das sich auch darin als *Musterland* erwies — wie die Ratten sich in ihre Löcher verkrochen, als der *Kulturblock*, an dem die Sozialdemokratie teilnahm, in Aktion trat. Wenn sich die süddeutschen Revisionisten abspalten, wird die neue kulturelle Mainline noch breiter werden und die Schwächung des Parteivorstandes in Berlin wird nur ein Glied der stillen, aber unaufhaltsamen „*Gegenrevolution*“ des deutschen Südens gegen das „Überranntwerden“ von 1866 und 1871 sein, die man ohne Schwierigkeit in Politik, Sozialpolitik, Kunst, Literatur, Geschmack, Industrie, Gewerbe usw. immer deutlicher herauslösen kann.

In seinem Schlußwort wies Singer darauf hin, daß die Sozialdemokratie auf ihrem Parteitag die Erinnerung an den Vereinstag deutscher Arbeitervereine vor vierzig Jahren feiere und daß sie jetzt in Nürnberg bereits den fünfundzwanzigsten Parteitag gehabt habe. Wenn man sich diese Tatsachen vergegenwärtigt, kann man es wirklich kaum fassen, daß die Sozialdemokratie nach so vielen Jahren trotz Millionen von Anhängern so wenig Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in Deutschland gewonnen hat! Man lese beispielsweise die Rede Mollenbus und man muß staunen über alle die Dinge, welche die Sozialdemokratie nicht erreichte. Man hat etwa den peinlichen Eindruck, den man empfände, wenn der Vorstand eines Rudervereins Bericht erstattete, der seit vierzig Jahren alle Regatten auf allen Strömen und Flüssen und Bächen beschickt hat und immer geschlagen worden ist! Da müßte doch endlich einmal ein Vereinsmitglied aufstehen und die Frage aufwerfen, ob vielleicht die Schiffe schlecht seien oder die Mannschaft nicht genügend geschult oder ob vielleicht die Steuerleute überhaupt falsch steuerten. Wenn man von den Budget-Debatten absieht, wurde kaum etwas gegen

die Leiter der Sozialdemokratie vorgebracht. Man scheint also tatsächlich anzunehmen, daß man trotz aller Mißerfolge auf richtigem Wege ist. Der Außenstehende kann schlechterdings nicht verstehen, wie eine Partei von so viel Mißerfolgen leben, wachsen und gedeihen kann! Um so weniger, als die Partei sogar in der Vergangenheit entschieden mehr Erfolge gehabt hat — man denke nur an die Arbeiterversicherungsgesetze und die Einschränkung der Soldatenmißhandlungen vor Jahren, während Zolltarif und preußisches Volksschulgesetz glatt angenommen wurden; von dem Steuerbukett ganz zu schweigen, das jetzt kommen wird. Man hat das poetische Schauspiel einer Partei vor Augen, die „vom Tau der Hoffnung schmachtend lebt“.

Der Kenner der Geschichte wird — von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Marxschen Theorie einmal ganz abgesehen — von vornherein geneigt sein anzunehmen, daß sich die wirtschaftliche und politische Gestaltung der Dinge total anders entwickeln wird als die Leiter der sozialdemokratischen Bewegung prophezeien. „Es kommt immer anders“, ist die große Lehre der Geschichte. Der stereotypen Fehler, der sich immer wiederholt, ist der, daß die Macht des Bestehenden ungeheuer unterschätzt wird. Das Alte ringt sich immer wieder durch nach unendlichen Metamorphosen. Das untergegangene Römerreich ist immer noch da, wenn es auch die Firma „Römisch-katholische Kirche“ führt, Frankreich marschiert nach allen Niederlagen auch heute wieder „an der Spitze der Zivilisation“, der „unausstehliche Türke“, der „franke Mann“, schickt sich immer noch nicht an, die Sophienkirche zu räumen, und in Russland ist der Absolutismus wieder oben auf. Es ist eben unendlich schwer etwas mit Stumpf und Stiel „umzustürzen“; das haben die Führer der Sozialdemokratie ein wenig übersehen. Ja, man kann vielleicht sagen: es ist ganz unmöglich etwas umzustürzen, wenn man nicht im feindlichen Lager Bundesgenossen werben kann — und das haben die Führer überhaupt übersehen. So hat denn die Sozialdemokratie glücklich in Deutschland alles gegen sich — nicht nur die Industriellen, die Feudalen, die Regierungen — nein, auch die wirklichen Fortschrittsfreunde, welche sie immer aufs schnödeste zurückgewiesen hat. „Alles oder nichts“ ist ihre Devise. Damit wirbt man keine Bundesgenossen — damit setzt man sich auf den Zsolierschemel.

Wahrscheinlich liegt in diesem Vorgehen gegen alles, was nicht auf den dogmatischen Marxismus eingeschworen ist, der Hauptgrund für die Mißerfolge der deutschen Sozialdemokratie. Der Zugang von wertvollen Mitstreitern aus anderen Lagern hat so gut wie aufgehört. Wer aber die Diskussionen über die Parteischule gelesen hat, kann es nur begreiflich finden, daß dies so gekommen ist. Die Sozialdemokratie erstarrt immer

mehr in ihrem Dogmatismus und den sozialdemokratischen „Modernisten“ wird mindestens so übel mitgespielt wie den katholischen. Es ist um so erstaunlicher, daß die Sozialdemokratie so exklusiv geworden ist, als sie doch an Preußen täglich und ständig studieren konnte, wie weit man mit der Exklusivität kommt. Ebenso wie Preußen-Deutschland im Wettkampf mit anderen Nationen nur deshalb so viele Niederlagen erleidet, weil es seine Beamten lediglich aus einer streng abgegrenzten Schicht der Bevölkerung wählt, während echte Demokratien, wie Frankreich, England, die Vereinigten Staaten, vor allem fragen: wie ist der Mensch als solcher, ebenso kommt die Sozialdemokratie in Deutschland keinen Schritt weiter, solange sie der Rekrutierung ihrer Mitstreiter viel zu enge Grenzen zieht. Und genau so wie die höfisch-feudale Atmosphäre in Preußen bereits automatisch als unfehlbares Mittel wirkt, um gerade die Tüchtigsten davon abzuhalten, Stellungen zu streben, in denen man beispielsweise in Esskarpins Fackeltänze mitmachen muß, wenn eine Prinzessin heiratet — ebenso wirkt die rüde, bananatische Schimpfs-Atmosphäre in der Sozialdemokratie automatisch als Abschreckmittel gegen alle feiner gearteten höheren Naturen. Da aber heutzutage fast jeder nachhaltige Erfolg vor allem von dem Wirken hochbegabter produktiver Persönlichkeiten abhängt — Rosa Luxemburg möge das nicht übelnehmen; wir sind ja nicht an der Parteischule angestellt —, so hat die Sozialdemokratie ihren Zolltarif gerade so herunterschlucken müssen wie die Reichsregierung ihre Marokko-Blamagen. Die „gütige Vorsehung“ scheint es weise so eingerichtet zu haben, daß Organisationen, die zu mächtig werden könnten, in ihrem eigenen Dogmatismus ihre Schranken finden. Das Volk pflegt diese Wahrheit mit den Worten auszudrücken: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“.



Deutschland und die Türkei.

Von Gustav Herlit (Konstantinopel).

Bei den großen Freudenkundgebungen nach der Wiederherstellung der ottomanischen Verfassung wurde auch viel „Vive la France“ und „Vive l'Angleterre“ geschrien, es wurden auch französische Fahnen entfaltet und in den öffentlichen Versammlungen unfreundliche Worte gegen Deutschland gesprochen. Die Monatsschrift der hiesigen französischen Handelskammer ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen, die französischen Industriellen auf die franzosenfreundliche Gesinnung der Konstantinopeler

Bevölkerung aufmerksam zu machen, mit der Aufforderung, sie für ihre geschäftlichen Zwecke auszunützen. Doch muß die erwähnte Monatsschrift selbst zugeben, daß alle diese Sympathiekundgebungen eigentlich belanglos seien, denn schließlich kaufe doch jeder dort, wo es am billigsten ist. Sind deutsche Waren billiger als französische, dann kaufst sie sicherlich auch der Leiter jenes armenischen Blattes, der seine Leser aufgefordert hatte, überhaupt keine deutschen Waren mehr zu kaufen.

Die Neider des Deutschtums haben nun nicht versäumt, das Vorhandensein einer starken Abneigung gegen Deutschland unter der neuen ottomanischen Nation festzustellen und daraus allerhand phantastische Folgerungen zu ziehen. Daß in einzelnen Kreisen der Bevölkerung Mißstimmung gegen die Deutschen herrscht, kann nicht geleugnet werden und ist eigentlich selbstverständlich. Die Anhänger Fe h i m Paschas beispielweise sind dem Freiherrn von Marschall nicht hold gesinnt, seitdem er es durchgesetzt hat, daß ihr Herr und Meister nach Brüssel verbannt wurde, wo er wie ein Hund erschlagen worden ist. Solches stellenweise Mißvergnügen gegen einen fremden Staat herrscht auch gegen andere Mächte und kommt überall vor, daraus kann aber doch nicht gleich auf eine allgemeine Abneigung geschlossen werden.

Wenn dieser Schluß zulässig wäre, kämen die Franzosen und Engländer am allerschlimmsten weg, denn wenn jemand die Sympathien der ottomanischen Nation weniger verdient hat, so sind sie es. Frankreich hat in den letzten Jahren sein Möglichstes getan, die Türkei wirtschaftlich auszuplündern — ich erinnere nur an die schmutzige L o r a n d o - T u b i n i - Angelegenheit, an die 60 Millionen-Anleihe, an die anrüchige Heraklea-Geschichte — und wenn die Engländer die Frucht ihrer Wühlereien in Mazedonien, Arabien und Mesopotamien nicht geerntet haben, so ist das nicht ihrem guten Willen zur Last zu legen. Die türkischen Regierungskreise waren über alle diese Handlungen nichts weniger als erfreut, sie ballten die Faust im Sack und gaben nur klein bei, weil sie nicht anders konnten. Daß ihr Mißvergnügen sich nicht dem ganzen Volke mitgeteilt hat, haben ja die jüngsten Sympathiekundgebungen gezeigt.

Von einer allgemeinen Abneigung oder gar von Haß gegen Deutschland also kann nicht die Rede sein, aber ganz unbegründet waren die Redereien darüber doch nicht, trotz aller Ableugnungsversuche der deutschen offiziösen Presse. Es dürfte die deutschen Leser interessieren, über diesen Punkt die Meinung eines gebildeten und aufgeklärten Türkens zu hören, der zwar nicht zum „Komitee für Einigkeit und Fortschritt“ gehört, aber politisch doch nicht ohne Einfluß ist. Man könnte ihn dem bekannten „Manne aus dem Volke“ der deutschen Zeitungen gleichstellen, der durch

seinen gesunden Menschenverstand alle Streitfragen kurzerhand und endgültig entscheidet. Dieser Türke erklärte mir folgendes:

„Wir haben keinen Haß gegen das deutsche Volk, wohl aber empfinden wir eine starke Abneigung gegen den deutschen Kaiser und sein Auswärtiges Amt. Als Kaiser Wilhelm zum erstenmal hierher kam, waren wir voll froher Hoffnungen. Er war der einzige europäische Herrscher, der unsern Sultan besuchte, und bei der Freundschaft, die sich zwischen beiden entwickelte, glaubten wir annehmen zu können, daß der Kaiser den Sultan auf die traurige Lage seiner Untertanen, auf die Willkürherrschaft der Beamten und auf die zum Himmel schreienden Übelstände im Reiche aufmerksam machen und ihm freundliche Ratschläge für notwendige Reformen erteilen würde. Der Kaiser kam zum zweitenmal nach Konstantinopel, er hielt in Damaskus seine berühmte Rede an die Mohomedaner, er schickte seine Söhne und die Kadetten hierher, aber von einer Besserung in unserer erbärmlichen Lage war nichts zu merken. Endlich gaben wir das Hoffen auf. Schon nach den armenischen Mezzeleien wagten wir nicht mehr an freundliche Gefühle des Kaisers für die Untertanen seines Freundes zu glauben, da unser Sultan durch eine Depesche aus Berlin — Égomez-les — geradezu zur Niedermezelung der Armenier angefeuert worden war. Anstatt besser wurde unsere Lage immer schlimmer, und je größer unser Elend wurde, desto mehr fühlte sich unsere ehemalige Begeisterung für den deutschen Kaiser ab. Gegen das deutsche Volk haben wir nichts, wir sind ihm sogar für die vielen Anregungen, die wir von ihm empfangen haben, zu Dank verpflichtet. Unser Heer verdankt den deutschen Reformern viel, das erkennen wir gern an, obzwar sie uns viel Geld gekostet haben. Von den anderen hohen Reformern haben wir nichts gehabt, ihre Verträge werden bei Ablauf nicht mehr erneuert werden. Die kleinen deutschen und andern fremden Beamten werden wir behalten, weil sie wirklich etwas geleistet haben.“

So die Erzählung des Türkens. Sein Urteil entspricht wohl im allgemeinen der Stimmung im Volke. Ob das Telegramm „Égomez-les“ wirklich abgeschickt worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis und ist wohl eine Erfindung türkischer politischer Kammießer. Vielleicht hat der Türke gelesen, daß die nach den armenischen Mezzeleien in Deutschland für die Hinterbliebenen eingeleiteten Sammlungen der Regierung sehr unangenehm waren, und daraus gefolgert, daß die Regierung und der Kaiser mitschuldig seien. Abgesehen von diesem Irrtum hat aber der Mann Recht, die ganze deutsche Orientpolitik lief darauf hinaus, dem Sultan nicht wehe zu tun. Ihr war der Sultan die Türkei, um die Leiden des Volkes hat sie sich nicht gekümmert. Im Grunde haben auch die übrigen Mächte für das ottomanische Volk nicht viel getan, sie

öffentlicht werden. Da das Deutsche in der Türkei nicht so verbreitet ist wie das Französische, kommt den hiesigen Zeitungslesern selten die deutsche Berichtigung zu Gesicht und die Verleumdung bleibt sitzen. Wenn man gleich auf dem Platze alle falschen Nachrichten über Deutschland brandmarken könnte, dann würden die Erfinder solcher Nachrichten schon etwas zurückhaltender werden.*)

Der Absolutismus hat wohl in der Türkei endgültig abgewirtschaftet. Sicherlich wird die Reaktion einzusetzen versuchen, aber sie dürfte keinen Erfolg erzielen, wenn sie nicht von einer auswärtigen Macht tatkräftige Unterstützung erhält. Wird sich eine dazu verstehen? Ursprünglich fürchtete das Komitee, daß sich Russland und Deutschland zu Handlangerdiensten für den Absolutismus hergeben könnten, seitdem sind diese Befürchtungen verschwunden. Die Zeiten sind ja nicht endgültig vorüber, wo die hohe Politik das Interesse der Dynastie über die Interessen des Volkes und des Staates stellte. Umgekehrt ist es richtig.

Die deutsche Reichsregierung sollte aus den eingangs erwähnten Sympathiekundgebungen und der in weiten Schichten der Bevölkerung gegen sie bestehenden Verstimmung eine weise Lehre ziehen. Es hat sich wieder einmal bewahrheitet, daß der Ruf von liberaler Gesinnung, ein Schirmvogt der politischen Freiheit zu sein, ein Kapital ist, mit dem man wuchern kann. Franzosen und Engländer werden damit keine schlechten Geschäfte machen, das zeigt sich jetzt schon, und die Kosten werden teilweise die Deutschen zu tragen haben. Wenn die deutsche — oder genauer gesagt die preußische Regierung, da sie in jener doch das maßgebende Wort hat, in der Heimat auch nichts vom politischen Liberalismus wissen will, so sollte sie ihre Abneigung dagegen nicht zum Ausführartikel machen. Von den Franzosen könnte sie in dieser Hinsicht noch manches lernen.



Die blinden Hessen und ihr Wahlrecht.

Von Franz Staudinger (Darmstadt).

Die blinden Hessen! Das ist ja eine ebenso blinde Nachrede wie die, daß ein Professor zerstreut sei. Als ob das andere Leute nicht auch genau ebenso sein könnten. Nein, die Hessen sind nicht blinder als andere Volksstämme auch; aber leider sind sie auch nicht weniger blind. Und gerade eben scheinen sie ihre Blindheit einmal wieder beweisen zu wollen. Denn es handelt sich darum, ob sie sich nach dem Muster von

*) Anm. der Red.: Hoffentlich gelingt es der neugegründeten deutschen Zeitung in der Türkei hierin Wandel zu schaffen.

„Hans im Glück“ im Märchen behandeln lassen. Und wahrscheinlich tun sie es, ohne etwas zu merken. Denn sie schlafen. Wenn man schläft, ist man freilich blind, auch wenn man kein Hesse ist.

„Däß doch das Volk so dumm ist!“ — O, das Volk ist gar nicht dumm. Das versteht seine Sache ganz vortrefflich, wo es sie eben verstehen gelernt hat. Was kann es rechnen, tüfteln, künsteln, bauen, Maschinen, Häuser, Eisenbahnen und andere Dinge machen und lenken! Jeder kann etwas anderes, und die meisten machen prächtig, was sie können. Aber in dem, was einer nicht gelernt hat, pflegt er sich halt dumm zu stellen, ob er auch sonst noch so klug sei. Stelle man doch einen geschickten Gelehrten vor den Pflug, oder einen klugen Bauer in das Getriebe einer Fabrik! Von seltnen Ausnahmen abgesehen, werden sie sich da dumm, sehr dumm anstellen. Wie sollte sich also das Volk nicht dumm stellen in der Verwaltung seiner Staatsangelegenheiten! Denn die hat es eben nicht gelernt, sie hat es bisher immer noch denen überlassen, welche sie verwalteten in ihren Saal. Und die haben sich wohl gehütet, es Selbstverwaltung zu lehren, die Herren v. Heyl und Oriola und wie sie alle im Hessenland heißen. Nun aber droht ihnen, denen das Volk bisher „unbegrenztes Vertrauen“ entgegenbrachte, die Gefahr, daß es anfangen werde, so ein ganz klein wenig besser zu begreifen, wie sehr diese es bisher für den eignen Saal verwaltet haben. Kein Wunder, daß die Herren die Zeit, wo das gute treue Volk in seiner Mehrheit noch schläft, aber doch schon zu blinzeln beginnt, rasch benutzen möchten, um sich das Recht auf Schaffschur, daß sie bisher tatsächlich genossen haben, auch rechtlich zu sichern. Das können sie freilich nur mit der eignen Zustimmung des noch schummrigsten Volks. Wenn es so wählt, daß die Herren das Recht, das Volk zu scheren, mit seinem eignen Willen bekommen, so kann es sich nachher nicht beschweren, es sei ihm Unrecht geschehen. Aber rasch muß das geschehen, ehe es zu spät ist und das Volk ganz aufwacht und aufmerken lernt. Und da bietet sich heute eine ganz vortreffliche Gelegenheit.

Das Hessenvolk verlangt das direkte Wahlrecht. Ist das eigentlich eine Interessenfrage oder eine bloße Zweckmäßigkeitfrage? So eine Frage wie die, ob man die Rüben bequemer erst in Körbe faßt oder gleich auf den Wagen lädt? Doch wohl letztere, sollte es wenigstens sein.

Früher, bei Beginn unseres Verfassungslebens, als sich alles noch in kleineren und engeren Verhältnissen bewegte, wo persönliche Bekanntschaft bei der Wahl in Frage kam, da war es ganz angemessen, daß die Bürger zunächst einen kundigeren Mann ihrer näheren Umgebung, dem sie die nötige Umsicht zutrauten, wählten und ihm dann aber auch frei anheimgaben, auf Grund seiner Erfahrung und seiner Kenntnis der Dinge den Vertreter für den Landtag zu wählen. Aber was soll diese

Rücksicht noch heute? Die Annahme, daß man dem Wahlmann selbst die Wahl des Abgeordneten anheimgebe, welche ja von Anfang an nur teilweise zutraf, ist heute geradezu Unsinn geworden. Der Wähler wählt im Wahlmann den Vertreter einer Partei. Die Parteien aber haben schon heute ihre Abgeordneten, dagegen noch lange nicht alle Wahlmänner bestimmt. Die Wahlmänner fragt man nur, ob sie den betreffenden Kandidaten zu wählen gewillt sind. Damit ist die indirekte Wahl zu einer höchst überflüssigen Packschachtel geworden. Aber zu einer sehr unbehaglichen Packschachtel! Denn sie erschwert allen Parteien die Wahl. Erst müssen mühsam die Wahlmänner ausgesucht werden und dann haben diese noch einmal Zeit und Unkosten zu verausgaben, um zusammenzukommen und denselben Knallesekt zu bewerkstelligen, der gleich von vornherein vorgesehen war. Wenn da unter Umständen ein paar von der einen oder anderen Partei anders wählen, als ihre Urwähler gemeint haben, so ist das zwar heute moralisch ein Vertrauensbruch. Aber die Urwähler sind die Genasführten, sie können nichts machen, da der Wahlmann gesetzlich ja das Recht hat, den zu wählen, welchen er wählen will.

Das kann heute einer jeden Partei passieren. Denn in einer jeden gibt es solche, welche sich aus äußerlichen Gründen mehr zu ihr halten, aber innerlich andere Seelenverwandtschaften haben. Und gerade die alten Parteirichtungen, welche durch indirekten Gewissenszwang weit öfter abweichende Meinungen unter ihrem Banne halten, sind heute noch mehr solchem Abfall ausgesetzt als die nicht so sehr von der Sonne beschienenen Parteien, sagen wir die Linksliberalen und die Sozialdemokraten.

Darum hat keine Partei eigentlich mehr ein Interesse daran, das alte sachlich bedeutungslose, aber praktisch hinderliche Geschleppen aufrecht zu erhalten. Und so wäre es ganz logisch, daß man einfach beschließe, die direkte Wahl einfach an Stelle der indirekten zu setzen.

Das wäre logisch. Aber in der Politik gibt es das doch nicht, was man Logik des gemeinen Menschenverstands nennt. Da herrscht noch die Logik der Spatzen, wenn sie über den Kirschbaum herfallen. Sie fressen blindwütig drauf los, und den letzten frisst die Raube. Etliche freilich sind schon gescheiter, aber gescheiter wie etwa die weißen Sklavenhändler waren, wenn sie den Negern Gold und Elfenbein für Glasperlen und Fusel abhandelten und sie am Ende des Handels wohl gar festhielten und als Sklaven verkauften. Ähnlich könnten es manche Leute auch ihren eigenen Landsleuten mit Wahlrechten machen. Glasperlen und Liebenswürdigkeiten ziehen noch immer. Und im Notfall hilft die Drohung mit dem „Buhemann“, der nicht liebenswürdig ist und nicht mit Glasperlen handelt. Hat es nicht schon einmal einen Esau gegeben, der sein Erstgeburtsrecht für Linsen verkaufte?

Das hessische Volk verlangte schon längst das direkte Wahlrecht. Solange bloß die linksstehenden Parteien durch das indirekte Wahlrecht geniert wurden, hörte man gar nicht auf diese Forderung. Heute aber wünschen es die reaktionären Parteien selbst. Herr Osann versichert, daß er zur Erringung des direkten Wahlrechts kein Opfer scheue. Und so hatte die Regierung, dem Drängen der Parteien nachgebend, eine entsprechende Vorlage gemacht und die zweite Kammer hatte das direkte Wahlrecht angenommen. Es bedurfte nur noch der Zustimmung der ersten Kammer. Und warum sollte diese, die ja kein Interesse daran hatte, nicht „ja“ sagen.

Aber die Rechnung war ohne den Wirt gemacht, und Herr von Heyl ist bekanntlich ein kluger Geschäftsmann. Der sagte: Ja, ihr sollt das direkte Wahlrecht haben! Warum nicht? Ich bin ja liberal, durchaus liberal. Aber eine kleine Gegenleistung dürfte das hessische Volk doch dafür geben, daß ihm die erste Kammer in so durchaus liberaler Weise das indirekte Wahlrecht zugesteht.

Und diese kleine Gegenleistung? O, die besteht in weiter nichts, als darin, daß die erste Kammer ein Mitbestimmungsrecht über die Einzelheiten des Staatshaushalts erhält. Es ist ja nur eine „kleine“ Erweiterung des bestehenden Rechts. Die erste Kammer hatte bereits das Recht, das Budget des Staatshaushalts anzunehmen oder abzulehnen. Aber nur im ganzen. Sie hatte nicht das geringste Recht, sich in die einzelnen Ausgaben und Einnahmen hereinzumengen. Ganz bewilligen oder gar nicht! hieß es für sie. Und so mußten die Herren zuweilen ganz ja sagen, wenn ihnen auch einzelnes gar nicht paßte. Und das war sehr gut, denn sonst hätten die schon bevorrechteten anderthalb Dutzend Standesherrn wirklich allein ebensoviel Macht im Staat wie das ganze übrige hessische Volk zusammengenommen.

Aber gerade das ist ihr heißes Begehr, nachdem ihnen neuerdings wieder ein wenig der Kamm geschwollen ist und sie gesehen haben, was sich z. B. bei Ablehnung der Gemeindesteuervorlage das liebe gute Hessenvolk gefallen läßt. Es hat ja doch unentwegt die alten Reaktionäre für liberal gewählt, die sogenannten Nationalliberalen mit dem Antisemitenchwanz und dem chamaeleonschillernden Zentrum. So wollen die Herren für die gütige Erlaubnis, daß das Volk seine Rüben direkt auf den Wagen laden darf und sie nicht erst mühsam in Körben zum Wagen zu schleppen braucht, das Recht haben, mitzubestimmen, in wessen Haus jeder Rübenwagen gefahren werden soll. O ja, ebensogut könnte mir auch die Bürgermeisterei, welche genehmigen muß, ob ich mein Haustor bequemer baue, dafür fordern, sie wolle nun auch ihre Nase in alles stecken dürfen, was ich heraus- und hereintrage. Die Herrschaften sind wirklich allzugütig.

Nun hätte man ja freilich, wenn es Logik in der Politik gäbe, denken müssen, man hätte die Herrschaften einfach ausgelacht. Aber der Mensch denkt und Herr von Heyl lenkt.

Wie er es fertig gebracht hat, alle die Leute seiner Partei und der Bauernpartei, welche anfangs gerade so wie alle anderen über diese fröhliche Zumutung sprachlos waren, nun auf einmal zu der Erkenntnis kommen zu lassen, daß das direkte Wahlrecht ein solches „kleine“ Opfer doch wert sei, das ist bis jetzt ungelöstes Geheimnis. Es geht halt manches über den Blindehessenverstand.

Wirklich, Esau war ein kluger Mann, als er sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht verkaufte. Er war sehr hungrig, wäre vielleicht verhungert, und was hätte ihm dann sein Erstgeburtsrecht geholfen? So aber war er gerettet und hoffentlich grundsatt. Ob er aber wohl sein Erstgeburtsrecht für ein Löffelchen hergegeben hätte, um die Linsen, die er schon hatte, bequemer essen zu können? Herr Osann hätte es ihm jedenfalls geraten. Und Herr Osann ist ein „sehr liberaler“ Mann.

Ob's nicht doch so manchen dieser „liberalen“ Sterndeuter jucken mag, wenn er so etwas dem Volke aufbindet. Aber warum sollte man nicht! Man kann es ja. Sie glauben's. Und welcher Geschäftsmann nähme nicht einen Taler für das Dreipennigbrot, wenn er ihn kriegen kann. Das Volk erhält das Dreipennigbrot des direkten Wahlrechts, das es sich, wenn es nur einmütig wollte, ohne viel Mühe selber backen könnte; Herr von Heyl aber samt den Grundbaronen der ersten Kammer sparen bei Steuerausschlägen den Taler, die Taler, sehr viele Taler. Alle die Taler, die sie andernfalls selbst zu blechen hätten, muß das Volk blechen, natürlich indirekt, damit's sanfter geht. Und das ist der Witz der Sache. Hat das gute treue Volk einmal ja gesagt, so hilft nachher nichts mehr. Es blecht und schläßt. Und wenn's einmal gerade nicht schnarcht, sondern um sich sieht, so begreift's gar nicht, wie so etwas sein kann und warum „die Regierung“ so etwas duldet. Daß es selber daran schuld ist mit seinem Wählen — das träumt ihm nicht einmal im Wachen.

Aber mit dem Genannten ist es den Herren der ersten Kammer noch nicht einmal genug. Die günstige Gelegenheit ist da, ihr Weizen blüht. Da das gute Volk einmal in Schlaf gesunken und die hessischen Bauern durch ihren unwandelbaren Höhlerglauben an Herrn Hirschel so deutlich zeigen, was man ihnen bieten darf, so wäre es doch unverantwortlich, solch günstige Lage nicht gründlichst auszunutzen. So soll es dem alleinigen Budgetverweigerungsrecht der zweiten Kammer an den Kragen gehen. Die heutige rückschrittlichere Regierung war da schon entgegengekommen und hatte an dem Gesetz, wonach Durchstimmung stattfinden

muß, wenn „die erste Kammer“ das Budget ablehnt, die kaum merkliche Änderung vorgeschlagen, sie müsse stattfinden, wenn „eine Kammer“ das Budget ablehnt. Die Reaktion natürlich pfeift Hosanna; aber das Volk soll es nicht merken, daß dann seinem Budgetrecht damit das Genick gebrochen ist. Das ist ja so „dumm“.

Und so konnte die Regierung auch bei sonstigen Gesetzesvorlagen, wenn die erste Kammer nicht willig war, durchstimmen lassen und die Stimmen der ersten und zweiten Kammer zusammenzählen. War dann die zweite Kammer nur einigermaßen einig, so waren die anderthalb Dutzend Herren der ersten Kammer gegen die fünfzig Volksvertreter der zweiten im Hintertreffen. Wie aber, wenn man nun statt einfacher Mehrheit eine Dreifünftel- oder gar Zweidrittelmehrheit bei der Durchstimmung verlangen, die Durchstimmung am Ende gar obligatorisch machen könnte? Ei dann könnte die erste Kammer so ziemlich alles, was dem Geldbeutel der Barone oder ihrem gesetzgeberischen Einfluß zu nahe trate, einfach verhindern. Sie, nicht das Volk wären die Hähne im Körbe. Wunderbares Geschäft!

Wunderbare Aussicht! Zeit gepuderter Perücken, wie steigst du so herrlich wieder über dem Hessenvolk heraus. Und Herr Glässing, ein Bürgermeister der Landeshauptstadt, empfiehlt so etwas dem vielgeliebten Bürgertum als ganz unverfängliche Forderung. Wie kann man nur so häßlich sein und verkennen, daß die Regierung, nicht aber das Volk hier ein Recht abtritt! Freilich — ja. Ein Stück aus der Mitte des Wagbalkens wird abgesägt und unter die Wagschale der ersten Kammer gehängt. Daß nun die zweite Kammer leichter aufgeschnellt wird, wer kann da etwas dafür? O diese Auguren! „Das direkte Wahlrecht um jeden Preis!“ ruft Herr Osann. So im stillen hört man, solche Maßregeln seien doch notwendig, um dem drohenden Einfluß der Sozialdemokratie ein wirksames Gegengewicht zu schaffen. „Hannpeter, der Bußemann kommt!“ Was hat man mit diesem Bußemann nicht schon alles fertig gebracht. Rock und Hose und Hemd lassen sich die braven Hannpeter und Heiner und Schorsch und wie sie alle heißen, willig vom Leibe ziehn und das Fell obendrein, damit sie nur ja nicht der Bußemann holt. Es ist wirklich eine schnurrige Welt! Und die Herren machen sehr ernsthafte Gesichter dazu und reden von Gerechtigkeit. Wenn sie nur nicht behaupteten, sie wären liberal, der Herr von Heyl und der Herr Osann und der Herr Bürgermeister Glässing und wie sie alle heißen. Aber solche Behauptungen werden keineswegs vom öffentlichen Gelächter erstickt, sie sind höhere Weisheit.

Deshalb zeigen solche Herren dann auch gelegentlich ihre gründliche Verachtung gegen die Massen, welche ein so „schwerenotskörz Gedächtnis“

haben, wie der Datterich sagt. Diese haben ja schon längst vergessen, daß der Herr von Heyl vor wenigen Jahren die immerhin gerechtere Gemeindesteuervorlage der Regierung zu Fall gebracht hatte, weil er für seinen großen Grundbesitz etliche tausend Mark Grundwertsteuer mehr zu bezahlen gehabt hätte. Solches nannte er eine „Expropriation“. Das war freilich etliche Jahre vorher anders, als ihm die Staatssteuerreform nach eines guten Nationalliberalen Berechnung so an achtzigtausend Mark Steuererleichterung im Jahre brachte. Natürlich hatte das übrige Volk die Steuer mehr zu bezahlen, die jenem weniger abgenommen ward. Aber für das Volk war das beileibe keine „Expropriation“. Das ist es immer nur, wenn es an den Geldbeutel der Großen geht. So ja auch bei der Reichserbschaftssteuer. Und da das Wort einen sozialdemokratischen Petroleumgeruch hat, so wird sich der gute Bürger doch keinesfalls der Teilnahme an einer „Expropriation“ mitschuldig machen und lieber sich selbst und all das Volk bluten lassen, bei dem die Steuer eben — keine Expropriation ist. Herr von Heyl, seine Rechtsanwälte und seine Barone spekulieren nicht schlecht mit dem Bürgemann.

Warum auch sollten sie sich genieren, solange andere Leute ihnen so gemütlich auf den Leim gehen? Geschäft ist Geschäft. Ob's mit Äckern oder Leder oder Steuern oder Wahlrechten gemacht wird, wenn's nur was spart oder was einbringt. Die kleinen Leute wissen ja doch nicht, wieviel sie den großen zahlen und warum sie überhaupt wählen gehen. Vor hundertzwanzig Jahren haben die Großen sie zwangsweise beherrscht, besteuert, betampelt; heute lassen die Kleinen sich das freiwillig und von Rechts wegen gefallen. Das macht die Gewohnheit.

Hessenland schläft. Was sollen da wir paar anderen tun? Rufen wir . . . Hurra! All Heyl!



Die Zukunft der demokratischen Vereinigung.

Von Bremen sis.

In Berlin haben Barth, Breitscheid und Genossen eine demokratische Vereinigung gegründet, die nach Zeitungsberichten ein ziemlich reges Leben entwickelt. Die Vereinigung hat versucht, auch über die Reichshauptstadt hinauszugehen und Vereine von ähnlichen politischen Tendenzen an anderen Orten einzurichten, was auch in einer kleinen Anzahl von Städten gelungen zu sein scheint. Die Parteigänger der demokratischen Vereinigung setzen sich zusammen aus den früheren Anhängern der freisinnigen Parteien, der Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung

und auch der ehemaligen nationalsozialen Partei. Es mögen auch einige verärgerte Überläufer von der Sozialdemokratie dabei sein. Jedenfalls sind es der Mehrzahl nach linksstehende Politiker, die mit dem in der Blockpolitik seinen Ausdruck findenden neuen Verhalten der freisinnigen Parteien nicht zufrieden sind.

Wird es der demokratischen Vereinigung gelingen, sich zu einer großen demokratischen Partei in Deutschland auszuentwickeln? Zu einer Partei, die nicht bloß kritisiert und im übrigen wenig beachtet wird, sondern die auch parlamentarischen Einfluß erlangt? Die Anhänger der Partei glauben das, aber meines Erachtens ist ihre Hoffnung nichtig. Es ist heute kein Raum in Deutschland für eine neue Partei, am wenigsten Raum für eine demokratische Partei. Der Versuch von Barth und Genossen wird ebenso mißglücken, wie Naumann gescheitert ist, der seine Intellektuellen ins Freisinnige Lager führen mußte. Denn auch Barths und Breitscheids Anhänger bestehen nur aus Intellektuellen; nur diese stehen heutzutage zwischen der Sozialdemokratie und dem Liberalismus. Aus Intellektuellen, mag ihre Einsicht noch so groß, ihr politischer Idealismus noch so hinreißend und ihr Wollen noch so stark und edel sein, läßt sich aber keine Partei zusammenschmieden, selbst wenn die bestehenden Parteien ihren prinzipiellen Inhalt noch weiter verleugnen als die freisinnigen von heute.

Die, welche mit Barth und seinen Anhängern der Ansicht sind, daß die demokratische Vereinigung sich zu einer großen Partei auswachsen könnte, verkennen ein für die Parteibildung sehr wichtiges Moment. Der Grund mag darin liegen, daß sie sich noch nicht ganz von den liberalistischen Eierschalen haben befreien können. Auch Barth trägt noch ein Stück liberalistischer Ideologie mit sich herum, obwohl er, der als extremer Manchestermann begann, sich von seinen alten politischen Illusionen weit genug entfernt hat. Barth teilt den liberalistischen Irrtum, daß gewisse Gedanken über politische und wirtschaftliche Dinge bei Männern mit politischem Wollen zur Parteibildung genügen. Diese Ansicht ist grundsätzlich falsch. Die Parteibildung kann sich nur auf der Basis des wirtschaftlichen Interesses vollziehen. Alle anderen Interessen, mit Ausnahme allenfalls des religiösen, sind nicht stark genug, um für sich allein zur Bildung einer Partei hinzureichen. Die bestehenden Parteien, mit Ausnahme des Zentrums, haben alle eine mehr oder minder von ideologischen Vorstellungen verhüllte wirtschaftliche Basis. Alle Parteien sind Klassenvertretungen, wenn sie auch über die Grenzen der Klassen hinausgehen. Sie machen aus diesem ihrem Charakter im allgemeinen gar kein Hehl. Einzig der Liberalismus leugnet es, daß er eine Klassenvertretung sei. Er behauptet sogar, daß ihn lediglich ideale, von jedem Klasseninteresse

freie Motive bestimmten. Der Liberalismus befindet sich da in einer psychologisch leicht zu erklärenden Täuschung. Jede Partei ist, ebenso wie jeder Berufsstand, geneigt, ihre Bedeutung für die Allgemeinheit zu überschätzen. Das eigene Wohl erscheint ihr für die Gesamtheit so wichtig, daß diese nur gedeihen kann, wenn die Bestrebungen der Partei zur Geltung gelangen. Wo das Klasseninteresse stark verhüllt ist, weil die Partiegrenzen weit über die Klassengrenzen hinüberreichen, und eine Menge von ideologischen Vorstellungen im Laufe der Zeit aufgenommen worden sind — Massenvorstellungen, ins Plastische hinausprojizierte Schlagworte, die Tradition —, da kommt es schließlich dazu, daß eine politische Partei ihre Entstehung verkennt und sie lediglich Motiven der Erkenntnis und des uneigennützigen, idealen Handels zuschreibt. So ergeht es dem Liberalismus.

Die um Barth werden scheitern, weil für die demokratische Partei keine Klasse da ist, die die wirtschaftliche Unterlage für sie abgeben könnte. Allenfalls käme der neue Mittelstand, der in den Privatbeamten sich allmählich organisiert, in Frage. Er könnte die wirtschaftliche Grundlage einer neuen Partei stellen, und er brächte die genügenden idealen Momente mit, die für eine Parteibildung nötig sind. Der neue Mittelstand hat das Problem zu lösen, wie das Recht der Persönlichkeit innerhalb des modernen Großbetriebes zu schützen ist. Aber die Privatbeamten sind als Klasse wegen der gewaltigen Unterschiede in ihrer wirtschaftlichen Lage schwer zu fassen; nach oben hin ist die Grenze zum Unternehmertum, nach unten die Grenze zur Arbeiterschaft verwischt. Und vor allen Dingen stützt sich die demokratische Vereinigung bis dahin noch gar nicht auf sie als Klasse, und die Privatangestellten kommen auch gar nicht zur demokratischen Vereinigung. Das scheint meines Erachtens daran zu liegen, daß die Privatangestellten durchaus nicht mit Leib und Seele Demokraten sind.

Die demokratischen Prinzipien schlummern, soweit sie nicht innerhalb der Sozialdemokratie vorhanden sind, in Deutschland, wenigstens in Norddeutschland, zurzeit einen tiefen Schlaf. Das ist unbestreitbar mit die Wirkung des Intransigentiums und des orthodoxen Marxismus in der sozialistischen Partei. Der echte Demokrat tritt für gleiches Wahlrecht ein. Aber wer mag in Norddeutschland das gleiche Wahlrecht für den Staat oder für die Gemeinde noch mit voller Überzeugung fordern? Innerlich ist wohl die Mehrheit der Liberalen dagegen, und mancher sagt es auch frei heraus. Man fürchtet, durch das gleiche Wahlrecht der Sozialdemokratie die Herrschaft zu geben. Die Furcht vor einer sozialistischen Massenherrschaft ersticht die schönsten Prinzipien. Solange der Klassenhaß und die Expropriation gepredigt, der Boykott geübt und der

Unternehmer chikaniert wird, so lange wird der demokratische Gedanke in Norddeutschland tot bleiben. Auch den Privatangestellten ist, soweit sie nicht gerade zur Sozialdemokratie gehören, diese mit ihrer flegelhaften Methode zu agitieren und ihrer starken Neigung zur Kirchenbildung ein Greuel geworden, und mit der Sozialdemokratie leider auch die Demokratie.

So sind gegenwärtig die Zeitumstände für eine neue Partei und noch dazu für eine solche mit demokratischen Prinzipien in Deutschland die denkbar ungünstigsten. Darum werden Barths und Breitscheids Bemühungen — leider — keinen Erfolg haben, wenigstens nicht in dem Sinne, daß sie je Einfluß auf die Gesetzgebung gewinnen könnten. Trotzdem ist ihre Arbeit nicht vergebens. Denn sie halten doch wenigstens dem entarteten Liberalismus den Spiegel vor, der ihm zeigt, wie er aussieht und wie er aussehen sollte. Und so schaffen sie Bausteine für die politische Zukunft herbei.

Die mittleren Beamten.

Von Erwin.

Zu den mittleren oder „Subaltern“-Beamten rechnet man alle diejenigen Staatsdiener, die einerseits den eigentlichen Herren in der Verwaltung, den Akademikern, unter geordnet, andererseits den nur mit „mechanischen“ Dienstleistungen betrauten Unterbeamten über geordnet sind. Aus dem Amtsdeutsch in „gewöhnliches“ Deutsch übersetzt: Die mittleren Beamten sind jene Hunderttausende von Menschen (nicht etwa Maschinen), die in den Schreibstuben aller Arten von Behörden — oder auch wohl mal draußen — nach „höheren“ Directiven Ideen (die manchmal gar keine sind) bis zu dem Grade zu verarbeiten haben, daß sie nach behördlichen Begriffen für die „Außenwelt“, für die „Regierungen“ verständlich werden und — in die Erscheinung treten. Die mittleren Beamten haben also etwa die Aufgabe, die Maßnahmen der Verwaltung aus dem Abstrakten ins Konkrete zu übersezzen. — Stellen wir uns das einmal an der Hand eines Beispiels vor:

Irgendein Finanzminister kommt auf die geniale Idee, die Eisenbahn-Fahrkarten zu besteuern. Diese Idee ist so abstrakt, daß sie anfänglich kaum verwertbar erscheint. Nun muß der mittlere Beamte kommen, um an der Hand statistischen Materials neunundneunzig verschiedene Wirkungsweisen der neuen Steuer (je nach der Höhe und der Abstufung der einzelnen Sätze) darzustellen. Dieses neue „Material“ läßt die Idee — unter Anpassung an die gegebenen Tatsachen — weiter reifen, bis es ge-

lingt, einen brauchbaren Extract zu gewinnen. Der „Erfinder“ wirft nun (das ist ja selbstverständlich) alles nicht brauchbare Material beiseite, beweist auf Grund der verbliebenen „unumstößlichen“ Tatsachen (mit der Statistik ist ja alles zu beweisen) die Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit, Ertragsfähigkeit und erziehliche Wirkung der Steuer, erlangt unter jubelndem Beifall selbst der Betroffenen die erforderlichen Beschlüsse und — der mittlere Beamte berechnet einige Zehntausende neuer Fahrpreise, lässt Millionen neuer Fahrkarten drucken, zieht die Steuer zugleich mit dem Fahrgelde ein, bezahlt am Abend das Defizit aus seiner Tasche und beginnt spätestens nach 2 Monaten mit der Aufstellung einer neuen, umfangreichen „Statistik“ über

- a) Abwanderung der Fahrgäste in niedere Wagenklassen,
- b) Minder-Einnahmen infolge der Abwanderung zu a,
- c) Wagenmangel infolge der Abwanderung“.

Ähnlich wie an diesem „volkstümlichen“ Beispiel gezeigt, vollzieht sich der Geschäftsgang bei den übrigen Behörden. Der mittlere Beamte kann aber über diese Tätigkeit weit hinaus wirken, wenn er (was natürlich sehr erwünscht ist) eigene Ideen hat und diese in geschickter Weise zu verwerten versteht. Die Vorgesetzten, denen ja natürlich diese oder jene spezielle Kenntnis abgeht, sind für eine solche Tüchtigkeit eines ihrer Untergebenen zuweilen außerordentlich dankbar, solange es der „Subalterne“ für ratsam hält, hübsch artig zu sein und nicht wider den Stachel zu löcken. Kluge Vorgesetzte drücken sogar beide Augen zu gegenüber den Schwächen tüchtiger Untergebener; denn der Ruhm bleibt ja stets auf dem Vorgesetzten haften. Aber es gibt auch Herren, die aufrichtige und tüchtige Untergebene „nicht ausstehen“ können, weil — sie für ihre Autorität fürchten. Und diese wird selbst von den freisinnigsten Bürgermeistern für ein unantastbares Heiligtum erklärt.

Wenn man dieses alles weiß und trotzdem keine Gänsehaut bekommt, dann darf man ruhig mittlerer Beamter werden. Wie man das anfängt? Ziemlich einfach: Das Beste sind eine gute Schulbildung und ein guter Vetter. Zur Not tut's auch ersteres allein. Wenn's nicht reicht, dient man 12 Jahre im stehenden Heere. Wird man glücklicherweise früher Invalide und bekommt den Zivilversorgungsschein schon nach vier Jahren, um so besser. „Schreiberseelen“ kommen leichter an als Frontsoldaten. Aber gute Empfehlungen seitens höherer Militärs räumen auch hier manches unangenehme Hindernis hinweg.

Natürlich muß nach dem Eintritt in den Reichs-, Staats- oder Gemeindedienst tüchtig gearbeitet werden, um die immer mehr um sich greifenden Gramina mit Glanz zu bestehen und sich damit die besten Aussichten für eine gute Karriere zu eröffnen. — Karriere? — — Wo zu

denn Karriere? Ist es denn nicht genug damit, daß du glücklich im sichern Hafen bist? — — O heilige Einfalt! Wenn du nicht schlechter als mancher Proletarier leben und dabei sogar einige Kinder zeugen willst, dann gibt es keinen anderen Ausweg aus dem glänzenden Elend als das Karrieremachen. Und der Hunger ist noch stets der beste Antrieb zum Arbeiten und — Streben gewesen. Streben! Ein Streber mußt du werden! Total unfähige oder auch verblendete Beamte werden das nie; also ist die Konkurrenz schon geringer. Wenn du vor Hunger den Rücken frümmst, bringst du schon dem Vorgesetzten die erste Ovation dar; also nur nicht ängstlich, aller Anfang ist leicht. Wozu gibt es denn im „mittleren Beamtenstande“ Assistenten, Oberassistenten, Sekretäre II. Klasse, Sekretäre I. Klasse, Obersekretäre, Bureauvorsteher, Stellenvorsteher, expedierende Sekretäre, Geheime expedierende Sekretäre, Registratoren, Geheime Registratoren, Kalkulatoren, Geheime Kalkulatoren, Buchhalter, Überbuchhalter, Rendanten, Stadtsekretäre, Oberstadtsekretäre, Bureaudirektoren, Revisoren, Kanzleiräte, Rechnungsräte, Geheime Rechnungsräte usw. usw., warum gibt es das alles, wenn du nicht danach streben willst, irgendeinen der besseren Posten zu ergattern? Gerade daß die besseren Stellen dünner gesät sind, ermöglicht eine gute Auslese. Also werde ein Auserlesener!

Aber das ist noch nicht alles, was man von dir erwartet. Nicht nur daran mußt du denken, was du bist: Beamter, sondern auch daran, was du warst: Militär- oder Zivil-Anwärter. Das verlangen nicht deine Vorgesetzten, aber deine Kollegen. Denn wir stehen noch tief im Dualismus. Die „vorhandenen ungerechten Gegensätze“ sollen „ausgeglichen“ werden; nur darum bildeten sich diese beiden Heerlager. Der Zivil-Anwärter erhebt höhere Ansprüche, weil er von der Pike auf gedient, meist eine höhere Schulbildung genossen hat und sein Amt als Lebensberuf betrachtet, in den sich der Militär-Anwärter in späteren Lebensjahren als unangenehmer Konkurrent hineindrängt. Der Militär-Anwärter erhebt höhere Ansprüche, weil er im Besoldungsdienstalter, also auch im Jahreseinkommen, zurücksteht und 12 Jahre dem König und dem Vaterlande treu gedient hat. Jeder von beiden hat recht.

Da wir nun einmal bei den Kollegen und ihrem unkollegialen Verhalten angelangt sind, so können wir nicht unbemerkt lassen, daß in allen größeren Verwaltungen der Kastengeist sonderbare Blüten treibt: Im Verein setzen sich die Bureauvorsteher u. dgl. dicht an den Vorstandstisch. Assistenten und Sekretäre (womöglich noch geprüfte und ungeprüfte) bilden besondere Vereine. Alles, was die eigene Person und die eigene Gruppe mit einem besonderen Nimbus umgeben könnte, wird zur Pflege dieses „Standesbewußtseins“ herangezogen. — Soziales Empfinden? — — Wer

wird so etwas aussprechen! Sind wir nicht die Antipoden der Sozialdemokratie?

Über es gibt auch noch andere, wichtigere Unterschiede im mittleren Beamtenstande: Der Reichsbeamte ist mehr wert als der Staatsbeamte, beide fühlen sich dem Gemeindebeamten überlegen. Stets an Würde, meist an Gehalt. Der Reichspostbeamte blickt von oben auf den preußischen Eisenbahnbeamten herab usw. Auch der Justizbeamte hat als Angestellter der staatlichen Gerechtigkeit selbstverständlich eine besondere Würde.

Soviel Beamte, soviel verschiedenes Empfinden, von den Schulbildung-Unterschieden ganz zu schweigen. Die mittlere Beamtenchaft in Deutschland ist — auch abgesehen von den natürlichen Differenzierungen nach Verwaltungszweigen — in sich zerrissen und zerklüftet. Sie hat kein Zusammenghörigkeitsgefühl, kein Gemeinschaftsbewußtsein. Jeder hat partikularistische Interessen und fast nur diese werden in den zahlreichen Vereinen und Verbänden gepflegt. Der größte von ihnen, der Verband deutscher Beamtenvereine, hat sogar — trotzdem er fast nur aus mittleren und unteren Beamten besteht, einen — Unterstaatssekretär an der Spitze und verfolgt nur rein wirtschaftliche Ziele, natürlich auch diese nur auf dem Wege der Selbsthilfe. Eine Besprechung über die Frage der Erhöhung der Beamtenbesoldungen ließ der Vorsitzende auf dem vorjährigen Verbandstage nicht zu, weil der Verein keine politischen Ziele verfolge und dies ein — politisches Thema sei. Sehr richtig, Herr Unterstaatssekretär! Unter den „obwaltenden“ Umständen sogar ein hochpolitisches!

Irgend etwas aber hat die mittlere Beamtenchaft doch heute schon gemeinsam: Ein Gefühl dumpfen Druckes und gelegentlich auch ein Gefühl des Unterdrücktseins. Ersteres beruht im wesentlichen auf der Herrschaft der Disziplinargesetze, die den mittleren Beamten wie ein Alp auf der Brust liegen, und auf der ganzen Art der Organisation der einzelnen Behörden mit ihren vielen Zwischenvorgesetzten, Aufsichts- und Kontrollbeamten. Das Gefühl des Unterdrücktseins aber ist eine Folge der letztenjährigen scharfen Stellungnahme der maßgebenden Ministerien gegen Beamten und Beamtenverbände. Und doch ist gerade letzteres Gefühl ein Zeichen dafür, daß die mittlere Beamtenchaft endlich anfängt, sich auf sich selbst, auf ihre Stellung im Staate, auf ihre Pflichten und auf ihre — Rechte zu befreien. Das sieht man „oben“ mit finster zusammengezogenen Augenbrauen und mit einer reichlichen Dosis Nervosität an und schürt die Funken durch voreilige und nicht besonders glückliche Gegenmaßregeln, die stets das Umgekehrte des Gewollten bewirken. Wer einen tiefen Blick in die sittlichen Nöte des mittleren Beamtentums getan hat, der atmete etwas erleichtert auf, als sich im Vorjahr der „Deutsche Beamtenbund“ bildete, der alle Beamtengruppen, einschließlich der

Privatbeamten, zusammenschließen wollte. Wenn auch die wirtschaftlichen Interessen in den Vordergrund gerückt wurden und viel — nicht gerade immer erquickliche — Wahlarbeit zum preußischen Landtag geleistet wurde, so hielten doch einige Optimisten an der Hoffnung fest, daß diese Organisation auch kulturelle Ideale pflegen würde. Diese Hoffnungen wird man jetzt zu Grabe tragen müssen, wenn nicht noch andere Ideen und Personen im Bund die Oberhand erlangen. Doch das ist nach der Zusammensetzung des Bundes fast ausgeschlossen. Seinen Rückhalt hat er im Bund deutscher Militäranwärter (einer Organisation von über 50 000 Mitgliedern), und dies gibt ihm schon eine gewisse parteipolitische Färbung. Sogar ein eigenes Organ gibt der Bund heraus, eine *Tagesszeitung* „Deutsche Nachrichten“, die allen Nicht-Berlinern unter den Beamten naturgemäß nicht genügen konnte, selbst wenn sie das Problem in seiner ganzen Breite und Tiefe erfaßt hätte. Der Versuch, durch Zurückdrängung des Charakters einer Beamtenzeitung weitere Leserkreise zu interessieren, ist als gescheitert und das investierte Kapital als verloren anzusehen, selbst wenn die Zeitung noch einige Zeit erscheinen sollte.

Wer jetzt sehen will, der halte nur seine Augen offen. Es nützt der mittleren Beamenschaft nichts, wenn sie den Weg des Bundes der Landwirte oder der Mittelständler geht: auf politischem Wege wirtschaftliche Vorteile erkämpfen zu wollen. Im Gegenteil könnten den Beamten dabei leicht kulturelle Güter verloren gehen. Alles Herumdrücken um den eigentlichen Kernpunkt aller Gegensätze zwischen den Regierenden und den mittleren Beamten ist der Sache der letzteren nur schädlich. Es gilt, die Situation klar zu erfassen und entschieden (das heißt nicht: rücksichtslos oder geräuschvoll) zu handeln.

Ob es den mittleren Beamten gelingt, sich von übermäßiger Bevormundung in und außer dem Dienste, sowie von wirtschaftlichem Druck zu befreien und ihre sittlichen Fähigkeiten in sozialem Sinne zu entwickeln, wird einzig und allein davon abhängen, ob und in welchem Maße die mittlere Beamenschaft ihren eigenen Kulturwert erkennt und von dem gewonnenen Standpunkt aus ihre sittlichen und wirtschaftlichen Nöte sachgemäß, zielbewußt und würdig, dabei aber energisch bekämpft. Denn das dürfte selbst Leuten mit geringer Logik klar sein, daß die Höhe der Besoldung in unmittelbarem und unlöslichem Zusammenhang steht mit der Wertung der Beamenschaft seitens der Volksvertreter und damit — des ganzen Volkes. Wenn die mittleren Beamten durch eine moderne Auffassung sowohl ihres Amtes und ihrer Pflichten, als auch der Volksrechte sich die allgemeinen Sympathien des Volkes in weit erheblicherem Umfange erwerben, als sie diese heute besitzt, dann kann es nicht ausbleiben, daß sie auch an An-

sehen erheblich gewinnt und daß sich dieser Gewinn in Behandlung und Bezahlung deutlich ausprägt. Denn auch die Regierung wird sich zu Zugeständnissen bequemen müssen, wenn die mittlere Beamtenchaft zeigt, daß sie nicht durch Disziplin, sondern durch Selbstzucht und sittliche Freiheit erstarkt ist.

Mag der Gedanke einer einheitlichen Organisation der mittleren Beamtenchaft Deutschlands auf kultureller Grundlage unter den augenblicklichen ungünstigen Verhältnissen noch wenig Aussicht auf Verwirklichung haben, mögen Beamten-Verbände und Zeitungen (wie ja auch die meisten Tageszeitungen) die Beamtenfrage kurzfristigerweise als eine wirtschaftliche oder als eine Rücksichtsfrage betrachten, nach und nach wird es doch immer weiteren Kreisen einleuchten müssen, daß es hier eine Kulturstfrage (im besten Sinne des Wortes) zu lösen gilt. Und diese Erkenntnis gibt die tröstliche Gewißheit, daß ohne Rücksicht auf zufällige Förderungen oder Hemmungen durch Personen oder Verbände fortgesetzt an der Lösung dieses Problems gearbeitet werden wird. Totschweigen oder gar unterdrücken läßt sich die der mittleren Beamtenchaft innewohnende tiefe Sehnsucht nach Befreiung von unwürdigen Banden nicht mehr; mag auch die Erfüllung dieser Sehnsucht erst nach jahrelanger mühsamer Aufklärungs- und Kampfesarbeit zu erwarten sein. Denn soviel gesunde Einsicht und Tatkräft stellt glücklicherweise in unserer mittleren Beamtenchaft, daß der Kulturfreund der weiteren Entwicklung der Dinge mit einigem Vertrauen entgegensehen darf.



Die Kardinäle und die Neuten der Päpste des 14. Jahrhunderts.

Von Dr. Leopold Schmitz.

I.

Im 2. Märzheft (Nr. 24, Jahrg. VII) der Zeitschrift: „Das freie Wort“ ist (S. 943—948 unter der Aufschrift: „Die Haifische im Pfundenmeer“) ein Auszug aus der Einleitung erschienen, welche Sauerland seinem neuesten vierten Bande der „Urkunden und Regesten zur Geschichte der Rheinlande aus dem vatikanischen Archiv“ beigegeben hat. Was in jenem Auszuge über die römischen Kardinäle des 14. Jahrhunderts als die argsten Pfundenfamilier aus der Einleitung Sauerlands, der diese Herren als „Haifische im Pfundenmeer“ bezeichnet hatte, mitgeteilt war, veranlaßte mich, den genannten Band selbst zur Hand zu nehmen und das, was darin über die Kardinäle des 14. Jahrhunderts mitgeteilt ist, durchzustudieren. Gerade dieses interessierte mich insbesondere, weil ich mich vor Jahren lange und eingehend mit den

Zuständen der päpstlichen Hofhaltung während der vorreformatorischen Zeit beschäftigt habe und damals auch während eines mehrmaligen, mehrmonatlichen Aufenthalts in Rom in dortigen Bibliotheken und Archiven viele auf diesen Gegenstand bezüglichen Notizen gesammelt habe, die bis jetzt unbenußt in meinem Bücherschrank geruht haben. Indem ich dann den Inhalt dieser Notizen mit dem von Sauerland Gelehrten verglich, fand ich, daß seine Darlegung an zwei Mängeln leidet. Eines teils ist sie lückenhaft, weil sie manches sehr wertvolle Material unbenußt gelassen hat, und anderenteils sind darin die betreffenden Zustände der päpstlichen Hofhaltung in allzu schonender, allzu rücksichtsvoller und allzu milder Weise dargestellt und beurteilt worden. Überdies aber ist eine wirkliche Nachseite der damaligen päpstlichen Kirchenverwaltung, der Nepotismus, der mit der Pfründenhäufung der Kardinäle in engster Wechselwirkung steht, fast gänzlich mit Schweigen übergangen. Es begreift sich nun zwar wohl, warum Sauerland seine Darstellung so lückenhaft und allzu milde gesetzt hat, und ebenso, warum er an dieser Nachseite schweigend vorübergegangen ist. Denn in einem Werke, das nur die Wechselbeziehungen der päpstlichen Kurie und der Rheinlande zum Gegenstand hat, kann und darf doch das Pfründenwesen der damaligen Kardinäle nur nebenfächlich und darum nur recht kurz zur Besprechung gelangen. Ebendarin aber auch den im Kardinalskollegium und im Pfründenwesen in grauenhafter Weise hervortretenden Nepotismus zu besprechen, dazu lag für Sauerland kein Anlaß vor.

Somit darf ich hoffen, daß es recht vielen Lesern des „Freien Wortes“ willkommen sein wird, wenn ich ihnen zur Ergänzung des von Sauerland Gemeldeten aus meinen Notizen die nachstehenden Angaben über das Kardinalskollegium und den damit eng verbundenen päpstlichen Nepotismus im 14. Jahrhundert zur Kenntnis bringe.

Vor einigen Jahrzehnten lebte in Norditalien ein kindlich frommer und hochgelehrter katholischer Priester Rosmini. Er war nicht blind gegenüber den Schäden und Schattenseiten, die sich zu seiner Zeit in seiner Kirche und namentlich in deren Priesterstande vorsanden. Und da schrieb er ein Buch mit dem Titel: „Die 5 Wunden der Kirche“, worin er die fünf Hauptschäden der römischen Kirche nachwies und deren Besserung forderte. Das Buch erregte großes Aufsehen auch weit über Italiens Grenzen hinaus. Da mußte also die römische Kurie etwas tun. Und der in der Theologie gänzlich unwissende Pius IX., geleitet von seiner fanatischen reaktionären Umgebung, setzte das Buch auf den Index. Rosmini aber, um nicht aus der Kirche ausgestoßen zu werden, mußte „widerrufen“. Nach seinem Tode hat ihm ein ebenso frommer und ebenso hochgelehrter katholischer Priester, der vor einigen Jahren gestorbene Professor der Kirchengeschichte Kraus, ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt. So ging's im 19. Jahrhundert. Ganz anders aber ging's im 14. Jahrhundert. In diesem lebte auch ein Papst Johann XXII., der 18 Jahre lang (1316—1334) Herrgottsvertreter war. Das war ein kleiner, spindeldürrer Südfranzose, mutvoll bis zur Verwegenheit. Gegen den deutschen Kaiser Ludwig den Baiern hat er bis zu seinem Tode den Krieg bis aufs Messer geführt, aber nicht bloß mit papierenen und per-

gamentnen Bullen oder gar mit einem Syllabus, sondern auch mit Rossen und Reisigen, die er zu Tausenden in seinen Sold nahm und für die er Hunderttausende von Goldstücken ausgab. Eine kleine aber wahre Anekdote möge den Lesern des „Freien Wortes“ diesen Papst kennzeichnen. Einst hatte bei diesem Audienz ein Lütticher Domherr namens Johann Hofsem. Der Papst fragte ihn über das Befinden des Lütticher Bischofs Adolf, eines Sohnes des westfälischen Grafen Engelbert von der Mark. Da erzählte ihm der Domherr, Bischof Adolf führe beständig Krieg gegen die Feinde des Lütticher Bistums. In eigener Person stehe der Bischof an der Spitze seines Heeres, kämpfe zu Rosse und in Rüstung, stürme feindliche Burgen und fange mit seinem Schilde die gegen ihn geschleuderten Steine und Geschosse auf. Da sagte der Papst auf diesen Bericht: „So macht's der Bischof ganz recht, wenn es gegen die Feinde der Kirche geht.“ Über dieses Lob hat sich der fromme Domherr nicht wenig gewundert, wie er uns selber in seiner Geschichte der Lütticher Bischöfe erzählt.¹⁾

Dieser Papst hatte an seinem Hofe einen Freund, den Spanier Alvarez Belajo, der dort das hohe Amt eines apostolischen Poenitentiarius bekleidete. Ihn beauftragte der Papst, ein Buch über die Schäden und Mängel in der damaligen katholischen Kirche zu schreiben. Belajo kam dem Auftrage nach. Im Jahre 1330 begann er und im Jahre 1332 vollendete er die Abfassung des Buches, dem er den sehr bezeichnenden Titel: „Weheklage der Kirche“²⁾ gab und das er dem Papste widmete. In diesem, mit dem größten Freimute geschriebenen und für die Geschichte jener Zeit hochwichtigen Werke sagt er über die Kardinäle folgendes:

„Als die Kardinäle zuerst in der römischen Kirche eingeführt wurden, waren sie recht arm, wohnten zu Rom bei ihren Titelfirchen und auch die Einkünfte derjenigen von ihnen, welche Bischöfe waren, waren klein und gering. . . . Einige hatten höchstens ein einziges Pferd oder sie gingen zu Fuß wie die Priester auf dem Lande. Einfach war auch ihr Hausgerät. . . . Aber schon seit langer Zeit hat sich bei einigen von ihnen so wie auch bei einigen römischen Päpsten das gute Äußere umgewandelt. An Macht, Würde, Ehre und Reichtum haben sie zugenommen, aber abgenommen an Tugend. Vermehrt hat sich ihr Reichtum, vermindert ihre Religiosität. . . . Außer dem Kardinalate, dessen Einkünfte heutzutage in der Regel über 1000 Goldgulden betragen, außer großen Provisionen und Ehrengeschenken erwerben sie hohe Kirchenwürden und die fetteren Pfründen in allen Ländern, deren Einkünfte noch höher sind als die des Kardinalats. Hierzu seien sie genötigt, sagen sie, um eine zahlreiche Dienerschaft zu unterhalten und um die äußere Ehre ihrer Kardinalswürde in edlen Rossen und adeligen Hausbeamten und prunkvollen Gastmählern zu wahren. Ja unter ihnen gibt es viele, die Einkünfte von 10000, 15000, 20000 und 30000 Goldgulden besitzen. Wer früher, ehe er Kardinal wurde, mit einer Pfründe oder mit zweien zufrieden sein konnte, schluckt als Kardinal einen Strom von Pfründen. Von den kirchlichen Ein-

¹⁾ Chapeaville, Gesta Pontificum Leodiensium, Band II, Seite 382.

²⁾ De planctu ecclesiae.

künften vergrößern sie die Besitzungen ihrer Familien, kaufen Burgen, Landgüter und Städte für ihre Verwandten, bereichern sie und erhöhen deren Stand mit Hilfe ihrer kirchlichen Einkünfte. Oder sie verschwenden diese für weltlichen Prunk. . . . Freilich spenden sie auch einigen wenigen Armen Nahrung, geben einigen wenigen Speisen und abgenutzte Kleider oder Mäntel. Aber die Schätze von Gold und Silber und Edelsteinen, kostbare Gewänder, gewaltige Landgüter und Burgen und Villen verschaffen sie aus den Einkünften der Kirchen ihren Verwandten. Und sie lassen sich nicht nur Nahrungsmittel und Getränke schenken, sondern auch Gold und Silber, Edelsteine und Juwelen, edle Rosse und feine Tüche und alles mögliche andere, was oft im Jahre bis zu einem Werte von 1000 Goldgulden steigt. . . . Für diejenigen, welche ihnen vieles schenken, erbitten sie Pfründen. . . . Die Pfründen, welche sie vom Papst erbitten, erbitten sie gewöhnlich für Unwürdige oder auf Wünsche der Könige und Fürsten oder für ihre eigene Dienerschaft oder noch öfter für ihre eigenen Blutsverwandten. Raum jemals aber erbitten sie für irgendeinen wohlverdienten Kleriker eine einzige ärmliche Pfründe aus Liebe zu Gott, den sie allzuwenig vor Augen haben.“³⁾

Bergleichen wir nun diese zweifellos richtigen und nicht übertriebenen Angaben des päpstlichen Hofmannes und Zeitgenossen mit den betreffenden Angaben Sauerlands in seiner Einleitung (Seite LXI), so ergibt sich zunächst bezüglich der Einkünfte der Kardinäle, daß Sauerland dieselben viel zu niedrig veranschlagt hat. Er setzt dieselben „auf mindestens 4000—5000 Kammergoldgulden an und bezeichnet als Maximum bei manchem Kardinal „eine doppelt oder dreifach so große Summe“, also höchstens 15 000 Goldgulden. Pelajo dagegen bezeichnet als Mindesteinnahme eine Summe von 5000 Goldgulden und als Höchsteinnahme eine Summe von 30 000 Goldgulden. Da die damalige Kaufkraft eines päpstlichen Kammergoldguldens ungefähr der jetzigen Kaufkraft von 30 Mark entspricht, so war im 14. Jahrhundert das Mindesteinkommen eines Kardinals einer heutigen Summe von 150 000 Mark gleich und das Höchsteinkommen desselben einer heutigen Summe von 900 000 Mark.

Sauerland hat in seiner Einleitung lediglich diejenigen Einkünfte der Kardinäle nachgewiesen, welche offenkundig und vom kirchenrechtlichen und moralischen Standpunkte aus nicht verwerflich und nicht unerlaubt sind. Pelajo aber weist auch auf deren Einkünfte hin, die vom Standpunkte der Moral und des Kirchenrechts aus beurteilt sehr verdächtiger und hochbedenklicher Natur sind. Und wovon sich bei Sauerland keine Angabe findet, darüber gibt Pelajo Auskunft, nämlich über die Zwecke, zu welchen die Kardinäle ihre riesigen Ausgaben zu verwenden pflegten. Sogar über die Art und Weise, wie sie ihre zahlreiche Dienerschaft bezahlten, gibt Pelajo Auskunft. Statt ihnen Gehälter zu zahlen, erbettelten sie denselben vom Papste Pfründen. So wird es verständlich, daß in den vatikanischen Urkunden sämtliche Diener der Kardinäle als Kleriker bezeichnet werden. Denn um Pfründen empfangen zu können, mußte man „Kleriker“ sein. Und Kleriker wurde man dadurch, daß man

³⁾ Alvarus Pelagius, De planetu ecclesiae, liber II, articulus 18.

sich von irgendeinem Bischofe die „prima tonsura“ erteilen, das ist: die Platte scheren ließ. So wird es verständlich und erklärlich, daß in den dicken Bänden des vatikanischen Archivs, welche Bittschriften (*Supplicationes*) mit den päpstlichen Bewilligungsvermerken enthalten, sich auch zahlreiche Bittschriften von Kardinälen vorfinden, welche für ihre Bedientenscharen den Papst um Pfründen gebeten und solche von ihm auch bewilligt erhalten haben. Ich habe mir beispielsweise einen Fall notiert, daß der Kardinal Gerald du Puym noch kurz vor seinem Tode (1389) den Papst schriftlich um je eine Pfründe für acht von seinen Bedienten bat und daß diese Bitte dann auch vom Papste bald nach dem Tode des Kardinals erfüllt wurde.⁴⁾

Viel besser gestellt als die Diener und Schreiber der Kardinäle waren aber die Schreiber und Notare der päpstlichen Kanzlei — etwa 150 bis 200 an der Zahl —. Denn sie erhielten für ihre Arbeiten ziemlich hohe Gebühren und außerdem verschafften sie sich vom Papste auch Pfründen, und zwar recht häufig deren mehrere. Aber mit ihrem Amte und ihrem Pfründengenuß war freilich eine für viele recht lästige Unbequemlichkeit verbunden. Sie mußten sowohl als Kanzleibeamte wie auch als Pfründenbesitzer „Kleriker“ mit geschorener Platte sein und als solche unverheiratet bleiben. Jedoch verstand man es in diesen Kreisen sehr wohl, sich das aufgezwungene Scheinkastratentum nicht allzu lästig werden zu lassen. Man hielt sich Konkubinen, und zwar nicht bloß in der Stille und im Geheimen, sondern auch öffentlich als anerkannte Maitresses. Letzteres, aber eben nur letzteres erregte bei der päpstlichen Kurie amtlichen Anstoß. Und darum erging dann am 16. November des Jahres 1331 — also gerade zu der Zeit, als Alvarus Pelagiūs mit der Absfassung seines Buches über die „Weheflage der Kirche“ beschäftigt war — der päpstliche Utaß:

„Kein Abbreviator und Skriptor der apostolischen Briefe⁵⁾ soll öffentlich eine Konkubine halten, und wenn solche da sind, die jene halten, so sollen sie dieselben binnen acht Tagen nach Veröffentlichung dieses Statuts und dieser Verordnung durchaus entlassen, um sie von da an oder sonst keineswegs zuzulassen. Wenn sie das nicht getan haben werden, und dann dieselben oder andere werden gefunden werden, daß sie irgendeine oder irgendwelche öffentlich halten, so sollen sie für immer ihres Amtes entsezt werden. Und hierüber sollen sie verpflichtet sein, der eine den anderen dem Vizekanzler zu denunzieren.“

Gegen Ende des Jahres 1415 sah Papst Innocenz VII. sich veranlaßt, diese Verordnung zu erneuern und mit Androhung strenger Strafen einzuschärfen. Und im Jahre 1423 verfügte dann Papst Martin V. auch bezüglich der päpstlichen Notare, „daß sie keine Kneipen besuchen und keine Konkubinen halten sollen“. Eine erneute Androhung der Amtsentsezung für die päpstlichen Kanzleibeamten, welche Konkubinen halten würden, erließ Papst Pius II. im Jahre 1464.

⁴⁾ Vatikanisches Archiv, Supplikenband 70, Blatt 35.

⁵⁾ Die Abbreviatoren verfaßten den Entwurf und die Skriptoren die Reinschrift der päpstlichen Bullen und Breven.

Derartig ist der Hintergrund des Gemäldes, in dessen Vordergrunde die Kardinäle in ihrem uns von Pelagius geschilderten Leben und Treiben erscheinen.

Sauerland hat auf Seite 45—47 seiner Einleitung sieben Kardinäle genannt, die von den vier letzten Päpsten der Avignoner Papstperiode (1342—1378) mit einer wahren Flut von Pfründen beschenkt worden sind. Seine 7 Beispiele aber lassen sich noch durch eine recht stattliche Zahl vermehren. Gerade der letzte Avignoner Papst Gregor XI. ist in dieser Beziehung der schlimmste gewesen. An einem Tage, dem 8. September 1371, verlieh er 7 Kardinälen, Peter Flandrin, Peter de Bergne, Wilhelm Noellet, Johann Lefèvre, Bertrand Lagier, Robert von Genf und Johann de Latour, die er drei Monate vorher zu Kardinälen gemacht hatte und von denen die drei letzten seine Verwandten waren, jedem eine Anwartschaft auf Kirchenpfründen bis zum Jahresertrage von 4000 Kammergulden⁶⁾ — eine Geldsumme, die in ihrer damaligen Kaufkraft einer heutigen Geldsumme von 120 000 Mark gleicht.

Es wäre aber sehr irrig, wenn man solche kolossale Pfründenhäufungen auf die Personen der Kardinäle nur von den französischen Päpsten, die in Avignon residiert haben, annähme. Nein, auch als das Papsttum wieder von Avignon nach Rom zurückverlegt war und die dortigen Päpste wieder Italiener waren, dauerten dieselben Pfründenhäufungen auf die Personen der Kardinäle fort, ja unter dem zweiten von diesen italienischen Päpsten, dem Neapolitaner Bonifaz IX., wurden sie noch zahlreicher.

Dem Kardinal Rainald Brancacci, seinem Landsmann, verlieh Bonifaz am 28. Dezember 1374 die Anwartschaft auf 6 Pfründen in den Diözesen Utrecht und Lüttich bis zu einem Jahresertrage von 1500 Kammergoldgulden (= heutigen 45 000 Mark). Später erhöhte der Papst diese Summe bis zu einem Jahresertrage von 3500 Kammergoldgulden (= heutigen 105 000 Mark). Auf Grund dieser Anwartschaft erworb dann Rainald unter anderen Pfründen die Dechantei am Dom von Aachen, welche 60 Mark Silber (= heutigen 9000 Mark) eintrug, ferner die Praeceptorie des Utrechter Antoniusklosters, welche über 1500 Kammergoldgulden (= heutigen 45 000 Mark) eintrug, eine Domherrnpfründe in Lüttich, welche 60 Mark Silber (= heutigen 9000 Mark) eintrug, und die Propstei an der Salvator-Kirche zu Utrecht, welche 350 Mark Silber (= heutigen 52 500 Mark) eintrug. Aus unbekannten Gründen verzichtete aber der Kardinal schon bald auf die beiden letzgenannten Pfründen; doch wurde ihm vom Papste aus den Einkünften der Utrechter Propstei eine Jahresrente von 500 Kammergoldgulden (= heutigen 15 000 Mark) vorbehalten. Für diesen Pfründenverlust fand Rainald anderweitige Entschädigung, da ihm der Papst auch eine Domherrnpfründe von York in Nordengland verlieh, welche jährlich 100 Mark Sterling (= heutigen 15 000 Mark) eintrug.⁷⁾

Dem Kardinal Heinrich Minutoli, seinem anderen Landsmann, verlieh Papst Bonifaz IX. die Domdechantei in Wells und eine Domherrn-

⁶⁾ Archiv des Vatikans: Avignoner Registerband Nr. 174 Blatt 141—147.

⁷⁾ Archiv des Vatikans: Lateranensische Registerbände Nr. 35 Blatt 261, 276, 285, Nr. 37 Blatt 230, Nr. 50 Blatt 243 und Nr. 58 Blatt 5.

pfründe in York in England sowie 2 fette Pfarreien in der Diözese Lüttich, welche 4 Pfründen jährlich gegen 160 Mark Sterling (= heutigen 24 000 Mark) eintrugen.⁸⁾

Dem Kardinal Christoph Maroni, einem Römer, gab derselbe Papst 3 englische Domherrnpfründen in Lichfield, Lincoln und Salisbury mit einem Gesamteinkommen von jährlich 174 Mark Sterling (= heutigen 26 100 Mark). Demselben gab der Papst auch noch eine Domherrnpfründe in Speier und 2 Pfarreien der Diözese Speier, welche jährlich gegen 70 Mark Silber (= heutigen 10 500 Mark) eintrugen.⁹⁾

Dem Kardinal Angelus Acciaiuoli, einem Florentiner, gab Bonifaz IX. unter anderen Pfründen das Brabanter Archidiakonat samt der damit verbundenen Lütticher Domherrnpfründe mit einem Jahreseinkommen von 250 Mark Silber (= heutigen 37 500 Mark).¹⁰⁾ Zu diesen erhielt dann derselbe einige Jahre später noch das Archidiakonat in Canterbury, das Domdekanat von York und drei Domherrnpfründen in den englischen Diözesen Lincoln, Salisbury und Wells mit einem Jahreseinkommen von fast 1000 Mark Sterling (= heutigen 150 000 Mark).¹¹⁾

Dem Kardinal Pileus de Prata, einem Norditaliener, verlieh derselbe Papst 4 deutsche Domherrnpfründen in Köln, Mainz, Trier und Würzburg, außerdem noch ein Kanonikat an der Stiftskirche zu Fribular, welches jährlich 60 Mark Silber (= heutigen 9000 Mark) eintrug, und dazu noch eine Jahresrente von 400 Kammerguldengulden (= heutigen 12 000 Mark) aus den Einkünften einer Abtei in seiner norditalienischen Heimat.¹²⁾

Dem Kardinal Ludwig Fieschi, einem Genuesen, gab Bonifaz IX. das Archidiakonat von Northumberland in der englischen Diözese Durham mit einem Jahreseinkommen von 200 Mark Sterling (= heutigen 30 000 Mark).¹³⁾

Die vorstehenden Beispiele werden zur Genüge erweisen, daß der genannte italienische Papst zu Rom seine italienischen Kardinäle in gleich hohem Grade mit kirchlichen Einkünften mästete, wie vorher die französischen Päpste zu Avignon ihre französischen Kardinäle.



Vier Grundartikel einer wissenschaftlichen Weltanschauung.

Von Philosophus.

Der Zusammenschluß der modernen Denkenden, der „Wir“, in deren Namen Dav. Friedr. Strauß im Alten und neuen Glauben das Wort ergreift, kann nicht bei der gemeinsamen Verfolgung praktischer Ziele stehen bleiben. Es muß sich bei den auf dem Boden der Wissen-

⁸⁾ Ebendorf Nr. 35 Blatt 259 und Nr. 58 Blatt 31.

⁹⁾ Ebendorf Nr. 35 Blatt 262 und Nr. 58 Blatt 35 und 38.

¹⁰⁾ Ebendorf Nr. 35 Blatt 280.

¹¹⁾ Ebendorf Nr. 75 Blatt 191.

¹²⁾ Ebendorf Nr. 35 Blatt 277, Nr. 50 Blatt 265, 267, 271, Nr. 58 Blatt 40.

¹³⁾ Ebendorf Nr. 75 Blatt 204.

schaft Stehenden immer auch das Bedürfnis geltend machen, auch die gemeinsamen theoretischen Überzeugungen zu einem unzweideutigen Ausdruck zu bringen. Es handelt sich dabei um zweierlei: um eine zutreffende und zweckmäßige Benennung einerseits, und um eine unzweideutige Formulierung der gemeinsamen charakteristischen Grundüberzeugungen, gleichsam um ein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis, anderseits.

Daß uns beides noch fehlt, kann wohl kaum verkannt werden, und es bedarf daher in dieser Beziehung nur weniger kritischer Bemerkungen in bezug auf die zutage getretenen Versuche. Wir haben den Ruf zum Zusammenschluß der „freien Geister“ gehört. Hier wird zunächst eine einheitliche Benennung geboten. Aber das richtig Gedachte ist wohl nicht ganz glücklich ausgedrückt. Freiheit bleibt immer ein negativer Begriff. Unfehlbar werden sich auf den Ruf auch die Bügellosen herandrängen, die von der Bedeutung des Goethewortes keine Ahnung haben:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Und da wird es dem Rufenden ergehen wie dem Zauberlehrling, der die Geister, die er rief, nicht wieder los werden kann.

Auch von den zahlreichen „Bünden“, die mit der gleichen Tendenz aufgetaucht sind, hat wohl keiner besondere Aussicht, der Kristallisationspunkt für den so sehr wünschenswerten Zusammenschluß zu werden, von dem wir reden.

Der Deutsche Monistebund scheitert schon an seiner Benennung, die niemals populär werden kann. Der Name ist als Fremdwort weiteren Kreisen unverständlich und unheimlich. Seiner Bedeutung nach aber schillert der Ausdruck Monismus in allen Farben. Auch der Theismus ist, wenigstens in seiner Welterklärung, durch seine Schöpfungslehre monistisch, wenn er auch in seiner Lehre vom Menschen dualistisch ist. Er ist kosmischer Monismus und anthropologischer Dualismus. Bei dieser begrifflichen Unbestimmtheit, die, um etwas zu bedeuten, immer erst einen Zusatz fordert, kann es unmöglich gelingen, aus dem Begriffe des Monismus das abzuleiten, was alle verbindet.

Ähnliche Bedenken erheben sich gegen den Giordano Bruno-Bund, den jungdeutschen Kulturbund und die ähnlichen Schöpfungen.

Bei dieser Sachlage darf wohl jeder Versuch, in beiden Richtungen, in bezug auf die Benennung und auf das Programm oder wie man es nennen will, die Lücke auszufüllen, Beachtung und Prüfung in Anspruch nehmen. Einen solchen Versuch möchten wir mit Gegenwärtigem der Prüfung unterbreiten.

Die Benennung anlangend, so ist das, was wir vorschlagen,

Schon in der Überschrift angedeutet. Es handelt sich um die Anhänger einer wissenschaftlichen Weltanschauung, d. h. um die Anhänger derjenigen Summe von Überzeugungen, die bei klarem, ehrlichem und folgerichtigem Denken die Voraussetzung sowohl wie das Ergebnis der heutigen Wissenschaft bilden. Es wird damit keineswegs prätendiert, daß die Wissenschaft zu absolut endgültigen und abschließenden Ergebnissen gelangt sei, die so apodiktisch feststehen wie das Einmaleins. Das ist ein Erfolg, der der Wissenschaft nur ausnahmsweise beschieden ist. Im allgemeinen hat sie sich mit dem Gewinn überwiegend wahrscheinlicher Annahmen zu begnügen, die durch triftige Gründe gestützt werden und sich in der praktisch-technischen Verwertung und im ganzen Verlaufe einer auf sie aufgebauten Lebensgestaltung fortwährend selbst bewahrheiten. Benennung also: „Anhänger einer wissenschaftlichen Weltanschauung“. Und nun das Programm, das Symbol, das wir als dieser Benennung entsprechend, alle wesentlichen und notwendigen gemeinsamen Überzeugungen zum Ausdruck bringend, zu formulieren versuchen!

1. Alles Sein und Geschehen verläuft nach den ewigen, ehernen, großen Gesetzen, nach denen wir alle unsres Daseins Kreise vollenden müssen. Es gibt im Kreise des Geschehens keine Wunder und Willkürhandlungen, kein providentielles Eingreifen in die geschlossene Kausalkette des Weltgeschehens, vollends keine Möglichkeit, die weltleitenden Mächte durch Gunstbewerbung zu bestimmen. Eine ursprüngliche, gewollte Zweitmäßigkeit ist nicht erweisbar. Pietät für das All kann nur in dem Sinne empfunden werden, daß sich in ihm ein gewaltiges Spiel von Kräften nicht in wilder Regellosigkeit, sondern so vollzieht, daß es in Gesetzen formuliert werden kann. Nicht aber in dem Sinne ist solche Pietät möglich, daß im Weltgeschehen irgendeine Rücksichtnahme auf das Wohlsein des Menschen zum Ausdruck käme. Für die Schaffung seines Wohlseins ist der Mensch ganz auf sich selbst angewiesen.

2. Der Mensch, als dem animalischen Naturboden entsprossen, ist auch hinsichtlich der Dauer seiner Existenz den gleichen Gesetzen unterworfen, die alle Organismen beherrschen. Die Erde ist seine einzige Heimat; es gibt kein Leben nach dem Tode, kein Jenseits. Der Sinn und das Glück seines Lebens muß sich im Diesseits erfüllen.

3. Das Streben nach eigenem Glücke muß aber zunächst, da der Mensch ein Wesen ist, das schlechterdings nur im Zusammenschluß mit anderen sich erhalten und nur in der Gemeinschaft gedeihen kann, dazu drängen, die Grundordnungen der Gesellschaft als allgemein verpflichtend zu respektieren. Ja noch mehr: sein eigenes richtig verstandenes Interesse muß ihn dahin führen, seine ganze Befriedigung in der Hingabe an

die wahren Zwecke der Gesellschaft und in der Förderung des Gedeihens derselben zu suchen. Darauf weist ihn auch das in seiner Naturanlage vorhandene Mitgefühl und das ebenfalls in der gesunden Menschennatur angelegte Bedürfnis hin, seinem Dasein einen Wert zu verleihen.

4. Der Staat als weltlicher ist loszulösen von dem nicht mehr zeitgemäßen Verwachsensein mit religiösen Vorstellungen und Einrichtungen. Nicht befugt, in Vertretung und behufs Realisierung einer bestimmten Weltanschauung Andersdenkende zu vergewaltigen oder auch nur zurückzusetzen, wird er insbesondere über die Religionsgemeinschaften lediglich im Interesse der Staatszwecke eine sorgfältige Aufsicht üben, keineswegs aber darüber hinaus in deren innere Verhältnisse eingreifen. Die Religionsgemeinschaften haben in die Stellung sich selbst erhaltender, vom Staaate nicht subventionierter Privatgesellschaften zurückzutreten. Alles in den öffentlichen Einrichtungen der Weltlichkeit des Staates Widersprechende (Eid mit religiösen Formeln, religiöse Symbole und Handlungen im Zusammenhange mit staatlichen Institutionen usw.) muß verschwinden. Die Staatschule ist die weltliche Schule mit menschlich-natürlich begründetem Moralunterricht. Auf der sittlichen Bildung ihrer Glieder beruht die Selbstgenügsamkeit der Gesellschaft als Nichtbedürfen der Stütze durch religiöse Wahvorstellungen. —

Es würde dem Verfasser dieses gewiß noch sehr schwach und verbessерungsbedürftigen Erstlingsversuchs, die necessaria zu formulieren, in denen unitas herrschen muß, zur besonderen Befriedigung gereichen, wenn er damit auf ein dringliches Problem hingewiesen und Anregung gegeben hätte, daß sich auch andere an ihm versuchen. Es heißt auch hier: *Viribus unitis!*



Kleine Mitteilungen.

Zum Eucharistischen Kongreß.

Von Armin Kröf.

Das Merkwürdigste an dem ereignisreichen Jahre 1908 ist, daß solche Ereignisse sich nebeneinander abgespielt haben, wie wir sie in den letzten Wochen auf einmal erlebt haben. Zeppelin, Groß, Parseval, Farman und Wright erstritten der Menschheit den größten ihrer Triumphe und durch die Straßen der größten Stadt der Kulturwelt bewegte sich ein Zug vorsintflutlicher Schamanen, umjubelt von Hunderttausenden von Anhängern. Die Gegensätze sind so fabelhaft, daß nur wenige imstande sind, ihre ganze Ungeheuerlichkeit zu würdigen; wer es aber vermag, der bedauert, nicht die Beine über dem Kopf zusammenschlagen zu können — mit Händeringen kann man das Entsehen über ein solches Ereignis unmöglich würdig versinnbilden. Wenn man bei Kempinski mit Quar-

messern und Holzzinken essen würde oder wenn der Neandertaler in einer Sitzung der Berliner Akademie erscheinen würde — der Anachronismus und der Gegen- satz wären bei weitem nicht so schreiend wie ein eucharistischer Kongreß im London des zwanzigsten Jahrhunderts.

Man nehme sich nur die Mühe, eine halbe Stunde das „Geheimnis“ dieser Eucharistie zu bedenken und ist dann sicher so weit, daß man spornstreichs auf die Gasse rennen und wieder Menschen auftischen muß, um nicht einem Sanatoriumskandidatenzustand anheimzufallen. Das Geheimnis besteht darin, daß ein schwarz angezogener Mann daherkommt, z. B. mir die Sportmütze vom Kopfe nimmt, einige Zeichen macht und eine lateinische Formel spricht und dann mir mitteilt: „So, mein lieber Freund, jetzt ist das nicht mehr eine Sportmütze, sondern ein Zylinder!“ Ich mache die schüchterne Einwendung, daß der Zylinder ja gar nicht anders aussieht, als früher die Sportmütze, so daß es unmöglich ein Zylinder sein kann. „Ja, das ist eben das wunderbare, daß es noch ganz genau so aussieht wie vorher und doch ganz etwas anderes geworden ist.“ Ich weigere mich nun doch, diesen Scherz ernst zu nehmen und erfahre, daß ich jetzt gut daran bin, da ich für diese Weigerung nur mit dem höllischen Feuer bedroht werde — vor einigen Jahrhunderten hätte ich das irdische zu spüren bekommen.

Diese ganze Sache ist wohl das Wahnsinnigste und Tollste, was je in Verbindung mit der Religion von einem Pfaffenhirn ausgedacht und zusammengebracht wurde. Weder bei Votokuden noch bei Hottentotten oder Buschmännern hat man je etwas ähnlich Haarsträubendes gefunden. Wenn der Wilde einen Holzgözen anbetet, so glaubt er wohl, daß die Gottheit dahinterstecke, daß sie als eine Art Seele von der Form, die von Menschenhand gebildet wurde, Besitz ergriffen habe — gewiß aber nicht, daß das Holz selbst auf einmal Gott geworden sei. Kein Fetischdiener und kein Bilderanbeter hat jemals bewußt und klar auf diesem Standpunkt gestanden, nur in der Unklarheit des Denkens und der Worte konnte oft der Anschein begründet sein, als halte der Wilde sein Holz für die Gottheit selbst — bei näherer Prüfung mußte sich der symbolische Charakter des Kultus immer herausstellen und erweisen, daß ein geistiges, unsichtbares Element neben oder in dem stofflichen Bilde als die eigentliche Kraft angenommen wurde. Die katholische Lehre aber steht noch um einige Pferde längen hinter dieser primitiven Religionsstufe, sie verkündet frank und frei, daß ein Stück Weizenbrot tatsächlich und wortwörtlich Gott sei, noch dazu ein Gott mit Fleisch und Blut, also Mensch zugleich, und daß das, was wir als kleine weiße Scheibe vor uns sehen, eigentlich ein Körper sei mit Knochen, Haut und Muskeln und von Männegröße, so daß wer ihn genießt, einen ganzen Menschen und den Schöpfer Himmels und der Erde unter einem verschließt.

Wer sich dafür interessiert, wie diese reizende Lehre entstehen konnte, wird sehr gut durch die Darstellung Pfleiderers in dem Buche „Die Entstehung des Christentums“ unterrichtet, daß in die Hände jedes Menschen gehört, der lesen kann, und durch alle Gesellschaften, die dem Kampfe gegen den Klerikalismus dienen, unter Aufbietung aller Mittel verbreitet werden sollte. Aus den sinnvollen Kulten des Adonis, Mithras u. dgl., die Paulus in Antiochien kennen gelernt hatte, und einer Überlieferung der christlichen Urgemeinde über die letzte Abendmahlfeier gestaltete dieser große Begründer des Christentums eine symbolische Zeremonie, die er im ersten Korintherbrief 11. Kap. 23—29 beschreibt und anbefiehlt. Das älteste Evangelium, das unter dem Namen des Markus über-

lieferte, berichtet den Hergang der Abendmahlfeier ganz wie Paulus, steht also jedenfalls schon unter dem Einfluß seiner Auffassung, ihm folgen dann Matthäus und Lukas mit seltener Übereinstimmung des Wortlautes. Als Darstellung des letzten Beisammenseins Jesu mit seinen Jüngern erhielt dieser Bericht natürlich ein großes Gewicht und teilte dieses allmählich auch der berichteten Handlung selbst mit, so daß die Erinnerungsfeier tatsächlich immer mehr zum Mittelpunkte des Kultus der neuen Glaubensgemeinde wurde — jedoch ganz und gar nicht in der dogmatischen Auffassung der vollständigen Verwandlung, sondern in einer unklaren, ja nach der mystischen Veranlagung der Gläubigen weniger oder mehr symbolischen oder realistischen Auslegung, wie aus den ersten Abhandlungen des Justinus Martyr, des Irenäus und später des Clemens von Alexandrien und Origines deutlich hervorgeht. Man kann sich einen Begriff machen vom Schwanken der Ansichten, wenn man daran denkt, daß erst das Jahr 1215 die dogmatische Bekündigung der Transsubstantiation brachte, als Krönung des Weltherrschatsgebäudes Innocenz III. Also erst seit einem Drittel des Zeitraumes, den die Geschichte der römischen Kirche einnimmt, steht jene Lehre in ausgeprägter Form da, welche man jetzt als Hauptlehre Christi und als die Seele seiner Religion feiert. Wäre wenigstens dieser haarsträubende Umstand nicht auch noch vorhanden, hätte doch wenigstens schon die Urgemeinde zweifellos an die Wesensverwandlung geglaubt — es wäre ein Milderungsgrund für die Beurteilung —, aber so, als Glauben an die Ausgeburt des Größenwahnsinns eines Papstkaisers, dem die Könige zu Füßen lagen, erhält die „Eucharistie“ ganz und gar den Charakter des gräßlichsten, abscheulichsten, empörendsten mittelalterlichen Rückstandes in unserer Kultur. Wer an die Eucharistie glaubt oder ihr Verehrung erweist, kann unmöglich im Besitze der gesunden Vernunft und normaler Gehirnwindungen sein; sicher ist, daß er auf der tiefsten Stufe steht, auf die jemals menschliche Religionsvorstellungen gesunken sind. Daß man die Leute jemals zur Vernunft bringen könne, die ihren Geist von diesem Dogma vergiftet ließen, kann wohl nie erwartet werden, ebensowenig wie daß ein Paralytiker sich wieder geistig verjüngt, sie ragen in unsere Kultur herein wie Höhlenbären und Mammute und werden auch wie diese aussterben müssen — mit der Kultur versöhnen lassen sie sich nicht. Sicher aber würde ein fossiler Kardinal mit Eucharistie, den man in kommenden Jahrtausenden unter dem Schutte Londons entdecken würde, den Nachfahren ebenso große chronologische Rätsel aufgeben wie uns die Menschen vom Neandertal und von Krapina.

*

Der erste Internationale Kongress für Moralpädagogik.

Der internationale ethische Bund, der sich in den letzten Jahren eine sehr gute Organisation geschaffen hat, setzte sich als erste größere Aufgabe die Veranstaltung eines internationalen Kongresses für Moralpädagogik, der vom 25.—29. September in London abgehalten worden ist. Im Grunde genommen ist es geradezu wunderbar, daß in unserer kongressfreudigen Epoche gerade die Moralpädagogik auf ihren Kongress so lange warten mußte. Die Erklärung ist wohl darin zu finden, daß erst die nationalen Organisationen eine gewisse innere Festigung und Klärung erfahren mußten, ehe man an internationale Aktionen großen Stiles denken konnte. Die Kultur-Bewegungen pflegen drei Stadien durchzumachen: zuerst den

Sturm der Begeisterung, der Elemente aller Art der Bewegung zutreibt, dann die Ernüchterung, wenn die raschen Erfolge ausbleiben und das „Himmelreich“ immer noch nicht kommen will, und endlich das Stadium der stetigen treuen Arbeit von zwar wenigen, aber berufenen Kräften. Die ethische Bewegung ist jetzt glücklich in diesem dritten Stadium gelandet, und wenn nicht alles trügt, wird sie jetzt die Früchte ihrer fast zwanzigjährigen Arbeit überreichlich pflücken.

Unbestritten ist der Londoner Kongress ein enormer Erfolg gewesen. Das ist natürlich kein Zufall. Die Zeit ist endlich reif geworden für die Lösung der Frage, wie sich die sittliche Erziehung gestalten soll, nachdem die historischen Religionen in unheimlichem Tempo ihren Einfluß auf die Völker verlieren. Weil auch die Regierungen in dieser Frage nicht mehr ein und aus wissen, haben fast alle Staaten — u. a. England, Frankreich, Italien, Japan, Russland, die Vereinigten Staaten, Spanien, Rumänien und fünfzehn englische Kolonien offizielle Delegierte gesandt. Darin liegt das stillschweigende Zugeständnis, daß die konfessionelle Zugenderziehung am Ende ihres Lateins angelangt ist. Allmählich merken auch die alten Perücken in den Kultusministerien, daß es nicht mehr ganz so leicht wie früher ist Lehren zu lassen: du sollst nicht stehlen, weil das Moses schon am Sinai verboten hat — denn am Abend liest vielleicht der Vater am Familientische aus seiner sozialdemokratischen Zeitung vor: „Nach den neuesten Forschungen steht fest, daß Moses nie gelebt hat, sondern lediglich eine Sagenfigur mit mythischem Einschlage ist“. Oder es passiert dem Lehrer — dies wurde auf dem Kongresse erzählt —, daß er im Religionsunterricht erklärt, wie der Verfucher den Heiland auf einen hohen Berg geführt und ihm alle Reiche der Erde gezeigt habe. Ein Knabe widerspricht und fragt, wie man von einem Berge alle Reiche der Erde sehen könne, da doch die Erde eine Kugel sei? — Der Verfasser der frommen Erzählung hatte natürlich die Erde noch für eine Scheibe gehalten.

Von größeren Staaten hatte sich außer Österreich nur Preußen nicht offiziell auf dem Kongresse vertreten lassen. Offenbar kommt man in Preußen noch mit dem Katechismus aus, obwohl z. B. in Berlin 15 Prozent aller Kinder überhaupt nicht mehr getauft werden und obwohl der Austritt aus den Kirchen infolge des Volksschulgesetzes sicher größer ist als in irgendeinem anderen Lande der Welt. Wenn man die statistischen Zahlen über die Zunahme der Dissidenten in Preußen liest, kann man sich ohne Prophetengabe sagen, daß auch dieser theokratische Staat bald die Kongresse für Moralpädagogik beschicken wird, denn Shakespeare hat schon gesagt: „Die Not bringt uns zu seltsamen Schlafgesellen“.

Aus allen Ländern war der Kongress in London sehr stark besucht; über 1400 Arten wurden verkauft. Sämtliche Referate lagen schon bei Eröffnung in einem Bande gedruckt vor, der zum Preise von fünf Mark von dem Sekretär des Ethischen Bundes, Herrn Gustav Spiller (Adresse: 13 Buckingham Street, Strand, London), noch jetzt bezogen werden kann, soweit der Vorrat reicht. Am packendsten waren die Diskussionen über das Verhältnis der religiösen zur sittlichen Erziehung. Eine Reihe von Männern, die seit Jahren in der Bewegung stehen, wie Ferdinand Bußmann, Penzig, Moulet, Pfungst, Murihead, Russell verteidigten den von allen konfessionellen Voraussetzungen freien Moralunterricht gegen die Vertreter der religiösen Erziehung und vor allem gegen zahlreiche Angelsachsen, die die Bibel für Anfang und Ende aller moralischen Erziehung erklärten. Es

war für die Deutschen und die Französen besonders interessant zu sehen, welche Rolle die Bibel heute noch in England spielt. Daß Männer wie Buissón erklärten, in Frankreich wisse kein Mensch etwas von der Bibel, erregte förmlich Entsetzen. Vielleicht hätte man nie die französisch-britische Ausstellung dieses Jahr in London arrangiert, wenn man sich klar darüber gewesen wäre, was für Teufelsbraten diese Franzosen in Wirklichkeit sind, diese Menschen, die überhaupt nicht wissen, daß ein Buch wie die Bibel existiert!

Der Kongreß wurde sehr gut in London aufgenommen. Der Unterstaatssekretär Lord Fithamaurice empfing das Komitee und die Delegierten der Regierungen feierlich im Auswärtigen Amt und hielt eine bemerkenswerte Ansprache. Den Deutschen mag das seltsam genug vorgekommen sein; man mußte unwillkürlich an Heinrich Heine denken, der staunte, als Schlegel in seinen Vorträgen an der Universität Bonn „seinen Freund, den Großkanzler von England“, erwähnte. Heine fragte mit Recht, wie ein deutscher Universitätsprofessor dazu komme, so distinguierte „Freunde“ zu haben. Auf die Ethiker, die aus Preußen kamen, machte der Empfang im Foreign Office einen besonderen Eindruck, da sie in ihrer Heimat in diesen Dingen nicht gerade verwöhnt sind. Auch erregte es etwas Verwunderung, daß der Bischof von Hereford, allerdings ein sehr liberaler Herr, nicht nur aktiv an den Verhandlungen des Kongresses teilnahm, sondern auch — beim offiziellen Kongreß-Essen im Criterion-Restaurant präsidierte! So weit hat es die ethische Bewegung in Deutschland freilich noch nicht gebracht!

Der nächste Kongreß dürfte in drei Jahren in Paris stattfinden. Sicherlich werden alle Länder nach diesem internationalen Erfolge der Moralpädagogik größeres Interesse zuwenden. Die Forderung, daß der Religionsunterricht aus der Schule heraus muß, wird ja immer lauter erhoben; hat doch erst noch vor wenigen Tagen Dr. Brabant im Namen der Vereinigten Liberalen in der Bürgerschaft zu Hamburg den Antrag eingebracht, die Verlegung des Religionsunterrichts aus den Schulen in die Kirchen anzubahnen. Wenn die Ausritte aus den Kirchen in gleicher Progression wie seither zunehmen, geht es ohnehin nicht mehr anders. Hauptache ist, daß die berufenen Organisationen in ihrer Werbearbeit nicht nachlassen. In Deutschland also vor allem die Gesellschaft für ethische Kultur und der Bund für weltliche Schule und Moralunterricht, der, wie auch auf dem Kongresse bekannt wurde, über 1200 Mitglieder zählt. Wer sich für ihn und sein Wirken interessiert, kann von Dr. Penzig, Stadtrat in Charlottenburg, alle näheren Mitteilungen erhalten.

Zu Ehren des Kongresses hielten die West London Ethical Society und die South-Place-Ethical Society „religiöse Dienste“ ab. In der erstenen Gesellschaft hielten Stanton Coit und Geheimrat Prof. Förster Ansprachen, in der letzteren Ferdinand Buissón und Dr. Pfungst. Es wurden Lieder gemeinsam gesungen, die auch auf die fremden Delegierten ihren Eindruck nicht verfehlten. Ergreifend war das Lied von Felix Adler, „The City of the Light“ (die Stadt des Lichtes), in dem es heißt:

We are builders of that city,
All our joys and all our groans
Help to build its shining ramparts
— All our lives are buildingstones.

Dieses Lied kann sich gewiß mit kirchlichen Gesängen gut messen — man braucht dabei nicht einmal an das bekannte „O wirf mich Sündenlümmele in deinen Gnadenhimmel“ zu denken.

Alle großen englischen Tagesblätter brachten täglich spaltenlange Berichte über die Verhandlungen. In England hat der Kongreß der Frage des Moralunterrichts große Verbreitung gegeben. Man darf gespannt sein, wie sich die Parteien in Zukunft dazu stellen werden.

*

Die Schändung des Heiligtums.

(Von Josef Leute, München).

Alljährlich wallfahrtet der Münchner Männerverein nach Altötting in Niederbayern. Heuer erlebten sie dort eine besondere Überraschung. Ist schon die augenblickliche Landesfarbe von Bayern schwarz, so ist es auch das Gesicht der Altöttinger Gnadenmutter. Vom Rauch der Hekatomben von Kerzen, die ununterbrochen in der kleinen Kapelle brennen, ist das Gesicht der Madonna pechschwarz geworden, worauf die frommen Katholiken nicht wenig stolz waren.

Und bei der letzten Wallfahrt präsentierte sich die Jungfrau von Altötting mit weißgrauem Teint, als hätte sie sich erst frisch gewaschen.

Ein Rätsel, dessen Lösung Entrüstung bei allen Ultramontanen Bayerns auslöste, so tief und ehrlich, als man sich sonst nur gegen die bösen „Kirchenfeinde“ entrüstet hatte.

Und so konnte man hören: Es war einmal oder vielmehr es ist in Altötting ein frommer Mann, der heißt Adolf Steiner und war Reisender für ein Münchner Kurzwarengeschäft. Das trug ihm zu wenig ein und so zog er nach Altötting, handelte mit Rosenkränzen, Gnadenbildern und katholischen Kalendern und kam so auf den Weg, ein reicher Mann zu werden.

Um nun ein Besonderes zu haben, ließ er einen Bildhauer kommen und der nahm die Gnadenmadonna aus dem Heiligenschrein, entkleidete sie der goldgestickten Gewänder, legte sie auf den Altar und begann nach dem Bericht der Zentrumsbücher die Statue mit Öl einzuschmieren, worauf ihr ein Formenteig ins Gesicht geknetet wurde, um einen Abguß zu nehmen.

Als die Statue wieder an ihrem Platze war, sei sie aus Scham über diese Entweihung erblassen gewesen. So meldet die Historie, und die Entrüstung über die Schändung des Nationalheiligtums, so berichtet die katholische Presse, empörte sogar die Prinzessinnen des königlichen Hauses, wie auch des Bayernlandes Prinzregenten. Hatte doch die Prinzessin Ludwig Ferdinand vor nicht gar langer Zeit dem Heiligtum zu Altötting den in Gold gefassten Splitter jener Bombe geschenkt, welche beim Hochzeitstag ihres Neffen, des Königs Alfons von Spanien, gegen diesen geschleudert wurde und eine ganze Anzahl von Menschen und Pferden tötete, während der König und seine Gemahlin mit heiler Haut davonkam.

Und auch der Nuntius Seiner Heiligkeit des Papstes zeigte Entrüstung und sagte, er würde es nie gewagt haben, das Gnadenbild durch Berührung mit den bloßen Händen zu profanieren. Er war nämlich das Karmel, welches die Schändung rechtfertigen sollte. Der findige Devotionalienhändler gab nämlich als Grund seines Vorgehens an, er habe dem Nuntius zu München eine getreue Abbildung des bayerischen Nationalheiligtums verehren wollen.

Vielleicht hat der Mann dann darauf gerechnet, vom Papste dafür eine Auszeichnung zu erhalten und dann hätte er mit seinen Madonnenbildern ein ungeheures „Geschäft“ machen können. Und nun hat es ihm die erblästte Madonna so gründlich verdorben, — der bekannte Finger Gottes.

In einen richtigen Ordenssachacher in der katholischen Kirche ließ dieser Fall hineinsehen. Ein Regensburger Zentrumsblatt liefert uns dafür einen authentischen Beweis, den wir gerne festnageln möchten. Es schreibt voll Ingriimm:

„Herr Steiner mag sich winden und drehen wie er will, eine schmachvolle Herabwürdigung mit dem Bilde U. L. Frau durch ihn und den Administrator liegt in jedem Falle vor, und der Kardinalstaatssekretär Merry del Val würde dem Herrn Steiner unterm 18. Januar 1908, wie er (Herr Steiner) in seinem Altöttinger Liebfrauenkalender 1909 im Vorwort mit Genugtuung hervorhebt, nicht ein Dankschreiben haben zugehen lassen, und Herr Steiner würde nicht vom Hl. Vater für die Sendung des „Liebfrauenkalenders“, bezw. für diesen Beweis „kindlicher Aufmerksamkeit“ den apostolischen Segen empfangen haben, wenn der Hl. Vater von dieser Entheiligung des Gnadenbildes durch den Herrn Adolf Steiner und den Herrn Administrator erfahren hätte. Der fromme Herr Steiner hätte dann ferner auch heuer nicht mehr in seinem Kalender in einem salbungsvollen, von süßlicher Frömmigkeit triefenden Vorwort von einem „reich en Duft“ von Wünschen und Segnungen „nicht nur vieler hochwürdiger Herren Bischöfe, sondern selbst von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.“, der seinen Kalender „umwoge“ (der Duft nämlich) reden können! Oder wer könnte anderer Meinung sein? Wir sind eben überzeugt, daß, wenn Papst Pius X. und die Bischöfe von dem jedes Bayern- und Katholikenherz empörenden Vorgehen des Herrn Steiner Kenntnis erhalten hätten, sie den Herrn Steiner nicht gesegnet und beglückwünscht hätten.“

Gegen diese Unterstellungen der Zentrumsblätter wehrte sich Steiner in einer Erklärung, derzufolge er eben nur einen Tonabdruck des Bildes durch sachverständige Hand herstellen ließ. Eine Ausbeutung des Unternehmens durch unbührliche Reklame mit päpstlicher Anerkennung habe er nicht beabsichtigt. Er sei in dieser Beziehung sogar noch zurückhaltender wie andere Firmen, z. B. Kühles in Gladbach oder Benziger in Einsiedeln. Bei diesen Firmen wimmeln sogar die Gebet- und Andachtsbücher von päpstlichen Auszeichnungen und oberhirtlichen Anerkennungen.

Der Skandal wird wenigstens das Gute haben, bei Erteilung päpstlicher Gnadenerweisungen etwas vorsichtiger zu sein. Mit eisernem Besen dürfte da der Reformpapst zugreifen. Der Fall Steiner ist nicht der einzige, im ganzen katholischen Devotionalienhandel dient der päpstliche Segen zur widerlichsten Reklame.

Sie alle, die mit kirchlichen Andachtsgegenständen handeln, wissen den „päpstlichen Segen“ und seine Zugkraft wohl zu würdigen. So lesen wir in der neuesten Nummer der „Monika“: „Seine Heiligkeit erteilt auch seinen besonderen Segen der Redaktion der „Monika“, sowie allen Mitarbeiterinnen, Mitarbeitern, Leserinnen und Lesern der so segensreich wirkenden Zeitschrift, welcher der Heilige Vater eine immer weitere Verbreitung zum Heile der Seelen wünscht.“

Herausgeber dieser „Monika“ ist der Buchhändler Ludwig Auer in Donauwörth, der vom Papst zur Belohnung für seine Dienste den Ritterorden vom heiligen Gregor dem Großen bekam.

Und dieser selbe Mann verkauft heute noch neben Lourdeswasser, Heiligenbildchen, Kalendern und Rosenkränzen das von dem abgesunkenen und exkommunizierten Pfarrer Leute verfasste Buch „Die Ehe“, wie im Vorwort des Buches „Das Sexualproblem und die katholische Kirche“ aller Welt fundgetan ist.

Exkommunizierte Priester, Kalender und Rosenkränze, wenn's nur Geld einträgt, und eben diese vom Papst gesegnete „Monika“ ist es, in welcher noch in den neuesten Nummern das Buch „Die Ehe“ als katholisches Ehebuch den Lesern angeboten wird. Der päpstliche Segen muß also dazu dienen, für ein von einem abgesunkenen Priester entworfenes Werk noch Reklame zu machen!

Pius, wie wird dir?

Jesus jagte die Krämer einst aus seinem Tempel, heutzutage bekommen sie noch den päpstlichen Segen.

Es wäre Zeit, daß Rom mit eisernem Besen Auskehr halten würde. Rom braucht Geld, und wer weiß, ob nicht Auer, nachdem er das Buch „Die Ehe“ dem Apostaten um ein Linsenmus „abgekauft“ hat, den römischen Papst an den Einkünften partizipieren läßt. Das würde den päpstlichen Segen in einem Lichte darstellen, das für Rom nicht schmeichelhaft wäre.



Dr. Max Rieß †.

Am 27. September hat der Vorsitzende des Weimarer Kartells, Dr. Max Rieß, in einer plötzlichen Anwandlung von Müdigkeit und Lebensüberdrüß dem Tod seine Hand entgegengestreckt und seinem arbeitsreichen und ereignisvollen Leben ein Ende gemacht.

1869 in Mecklenburg geboren, führte er nach Beendigung seiner Studien an den Universitäten Freiburg und Berlin ein stilles Gelehrtendasein, das ganz der Philosophie und den schönen Künsten gewidmet war. Eine schleichende Krankheit, die ihn bis zu seinem letzten Lebenstag begleitete, hinderte ihn immer wieder einen Beruf zu ergreifen und besonders die Universitäts-Dozentur zu erlangen, für die er prädestiniert schien. Da kam er vor zwei Jahren plötzlich mit der freiheitlich-kulturellen Bewegung in nähere Beziehung. Die Arbeit in dieser Bewegung ward nun sein Beruf. Er hatte endlich einen Lebenszweck gefunden und neue Kräfte schienen seinen kranken Körper zu beleben. Was er in zwei kurzen Jahren geleistet und welche Erfolge er errungen hat, ist geradezu ungeheuer. Zuerst gründete er Ende des Jahres 1906 zusammen mit dem Schreiber dieser Zeilen in München eine Ortsgruppe des Jungdeutschen Kulturbundes. Der neue Bund sollte vor allem eine Schule sein für junge Leute, die den ernsten Willen hatten, sich zu Führern einer neuen freiheitlichen Kulturbewegung heranzubilden, und dann sollte er wirken für den Zusammenschluß der freien Geister überhaupt. Dieser letzte Gedanke wurde damals weiter verfolgt und hauptsächlich durch die emsige Tätigkeit von Dr. Rieß kam es zur Begründung des Kartells der freiheitlichen Vereine Münchens, dem sich neben dem Jungdeutschen Kulturbund auch die Gesellschaft für ethische Kultur, der Monistenbund und die Freireligiöse Gemeinde anschlossen. Der unermüdlichen Arbeit seines Vorsitzenden hat das Kartell seinen großen Aufschwung zu verdanken. Seine Begeisterung für die Sache riß uns alle mit fort. Ein Heim wurde gegründet und eine Menge neuer Veranstaltungen ins Leben gerufen, die alle dazu beitrugen, der freiheit-

lich-kulturellen Bewegung im ultramontanen Süden Stellung und Ansehen zu verschaffen. Rieß war stets die Seele des Ganzen. Er widmete der Kartellarbeit nicht nur seine ganze Kraft und Zeit, sondern schaffte auch das Geld, um die Neugründung zu erhalten und auszubauen. Daneben hielt er ungezählte Vorträge, war Sprecher und Lehrer der Freireligiösen Gemeinde, Vorsitzender der Münchner Gesellschaft für ethische Kultur, ferner war er Ausschusssmitglied der Münchner Ortsgruppe des Monistenbundes und seit jüngster Zeit auch im Vorstand des deutschen Freidenkerbundes. Als dann im Dezember 1907 die Vertreter der großen freiheitlichen Organisationen Deutschlands in Weimar zusammenkamen und das Weimarer Kartell gründeten, fiel mit einer gewissen Selbstverständlichkeit auch der Vorsitz über diesen Bund an den bewährten Führer der Münchner Kartellorganisation, Dr. Rieß. Gerade hier, wo es manche Spannung und Meinungsverschiedenheit zu beheben galt, zeigte sich die ganze Größe seiner Persönlichkeit. Er wußte das rechte Verhältnis des Vertrauens und der Freundschaft unter den Mitgliedern des in Weimar gewählten Ausschusses herzustellen, und es wäre seiner Tätigkeit wohl gegückt, das Weimarer Kartell in nächster Zeit ein Stück vorwärts zu bringen.

Mit einem Male war Dr. Rieß nicht nur in München, sondern in ganz Deutschland bei allen Freunden unserer Bewegung eine gutgekannte und geschätzte Persönlichkeit. Neben seinen großen tatsächlichen Erfolgen verdankt er das wohl am meisten seinen feinen menschlichen Eigenschaften. Für ihn zeugen die drei Freunde, welche er sich erwählt hatte, und die seine Entwicklung stark beeinflußten. Es waren dies Fichte, Paul de Lagarde und der alte Johann Sebastian Bach. Mit dem ersten teilte er jenen starken Radikalismus, mit dem er seine Überzeugung vertrat, jenen tiefen Ernst und jene bis zur Schroffheit gehende Wahrhaftigkeitsliebe. Paul de Lagarde war sein Lehrmeister in der dialektischen Schärfe und in dem Sarkasmus, den er bei Gelegenheit anzuwenden wußte. Dabei war sein Wesen schlicht, einfach, ungekünstelt und doch in die Tiefe gehend wie die Melodien seines alten Bach, die ich ihn so oft noch in tiefer Nacht spielen hörte. Ein Idealist war er in des Wortes vollster Bedeutung. Realpolitiker und Organisator ist er wohl nie gewesen; aber durch die Kraft seines Wortes und seiner Persönlichkeit und die flammende Begeisterung, mit der er für die Idee der Geistesfreiheit warb, wußte er immer alle für seine Pläne einzunehmen und konnte dieselben dadurch auch verwirklichen. Er war streng sachlich und erkannte auch am Gegner das Gute willig an. Es war ihm überhaupt weniger darum zu tun, die bestehenden Konfessionen zu bekämpfen, sondern er wollte aufbauen, wollte all die Menschen in einer Gemeinde sammeln, welche sich von diesen Konfessionen innerlich längst losgelöst hatten. Das Ideal einer neuen freien Religiosität war es, das ihm vor Augen schwante. Dafür seine Anhänger reif zu machen und zu erziehen, galt ihm als sein höchster und heiligster Beruf.

Wir wollen nicht darüber rechten, was ihn zwang, die so hoffnungsvoll begonnene Arbeit in München und Deutschland im Stiche zu lassen. In unsere Reihen ist durch sein Hinscheiden jedenfalls eine fast unersetzliche Lücke gerissen worden. Er war uns ein erprobter Führer, ein lieber, allzeit bewährter Freund. Mögen der freiheitlichen Bewegung neue Freunde und Arbeiter erstehen, die uns helfen, das begonnene Werk im Geiste des Toten fortzuführen.

Hermann Heimerich.



Der „christliche Pilger“, Lourdes und die Monisten.

Die Redaktion des „Christlichen Pilgers“ in Speyer sendet mir als „Mitarbeiter der Bibliothek der Aufklärung“ ihre Nr. 38 zu mit folgendem rot angestrichenem Artikel:

„Aus Lourdes erfahren wir, daß bis zum 1. September schon $2\frac{1}{2}$ Millionen Pilger dort waren. Im ganzen vorigen Jahre waren es nicht ganz $1\frac{1}{2}$ Millionen. Der Münchener Monistenbund will deutsche Ärzte an Ort und Stelle schicken, damit eine wissenschaftliche Klärstellung über die Vorgänge in Lourdes geschaffen werde. Man meinte, die Leute hätten bis jetzt geschlafen! Es sind schon vor Jahren vom deutschen Lourdesverein 4000 Mark für zwei deutsche Ärzte, einen gläubigen Katholiken und einen Freidenker, zur Untersuchung ausgesetzt worden. Bis jetzt haben sich keine Bewerber gefunden da natürlich die völlige Kenntnis der französischen Sprache vorausgesetzt werden muß. Mit dem „Wauwau“ erschrecken die Monisten die Lourdesverehrer keineswegs; sie kommen im Gegenteil ihren Wünschen nur entgegen.“

Man stelle sich vor: bis jetzt hat bereits eine Million Pilger mehr als im vorigen Jahre Lourdes besucht. Wenn durchschnittlich jeder Pilger für die Reise 100 Mark ausgegeben hat, so wurden 250 Millionen Mark an die heilige Quelle getragen. 250 Millionen Mark! Wofür? Man möge uns doch zahlenmäßig angeben, wie viele in Lourdes geheilt worden sind. Wir wären, wie der Engel vor Sodom und Gomorrah zufrieden, wenn auch nur 5 Heilungen glaubhaft nachgewiesen würden. „Mit dem Wauwau erschrecken die Monisten die Lourdesverehrer keineswegs.“ Ich meine der „Christliche Pilger“, der mit dem Glauben an die Teufel, die Hölle und das Fegefeuer, gewiß recht schreckhaften Dingen, operiert, brauche den Monisten „Wauwau“ nicht vorzuwerfen.

Emil Dosenheimer (Ludwigshafen a. Rh.)



Das geistliche Schießen.

Der „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu“, eine Innsbrucker Monatsschrift, veröffentlicht in ihrem 8. Heft ein famoses Kirchenlied im Tiroler Jagerstil, von dem wir unsern Lesern die nachstehenden, in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichten Strophen mitteilen:

„Frohlocket ihr Christen und kommt herbei,
Ein geistliches Schießen steht allen heut frei;
Der himmlische Vater als Best gibt her
Das süße Herz Jesu: was wollt ihr noch mehr?

Das süße Herz Jesu die Scheibe tut sein,
Mit Lust und mit Freude zu schießen hinein;
Zuerst laß den Namen schnell schreiben dort ein,
Sodann muß das Leggeld erlegen auch sein.

Du darfst auch nicht zittern und feuerscheu sein,
Sonst bringst du kein Schuß in die Scheibe hinein,
Denn ist kein Vertrauen und Liebe in dir,
Dann fehlst du's Herz Jesu; es hilft nichts dafür.

So üb dich im Schießen, so schieß alle Jahr,
Ja schieß ins Herz Jesu, bis's Leben ist gar;
Dem himmlischen Vater recht dank für das Best
Und bitt, dir zu geben den Himmel zulöst.“

Morgen

Wochenschrift für
deutsche Kultur

Begründet von Richard Strauß, Georg Brandes, Richard Muther.
Unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Verlag: Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 4.

Heft 50 Pf.

Probenummer gratis. **Quartal M. 6.—.**

Der „Morgen“ brachte bisher u. a. Beiträge von:

Otto Julius Bierbaum, Björnstjerne Björnson, Wilh. Bölsche, Georg Brandes, General v. Bredow, Bruno Buchwald, Andrew Carnegie, Ludwig Corinth, Richard Dehmel, Max Dessoir, Hofrat Doenges, Otto Ernst, Herbert Eulenburg, Elise Foerster-Nietzsche, Anatole France, Gust. Geijerstam, M. Goldberger, Gurlitt, M. Halbe, Carl Hauptmann, Lafcadio Hearn, Hugo von Hofmannsthal, Karl Jentsch, Jos. Kohler, Mich. Georg Konrad, P. Laband, C. Lamprecht, Jul. Lemaitre, Alfred Lichtwark, Heinrich Mann, Guy de Maupassant, Alb. Moll, Richard Muther, Friedrich Naumann, Friedrich Nietzsche, C. Pelletan, Vict. von Podbielsky, Marc. Prévost, Hans Rosenhagen, Edm. Rostand, Felix Salten, Paul Scheerbart, Karl Scheffler, Arthur Schnitzler, Karl Schnitzler, Bernhard Shaw, Georg Simmel, Werner Sombart, Stendhal (H. Beyle), Richard Strauß, August Strindberg, Richard Wagner, Frank Wedekind, Ernst von Wolzogen.

Fortschrittlichen Anregungen

aus allen Bevölkerungsschichten und auf allen Gebieten des Kulturlebens (Innere und äußere Politik, Volks- und Privatwirtschaft, Sozialpolitik, Arbeiterbewegung, Moral- und Rechtsentwicklung, Technik und Wissenschaft, Religion und Kirche, Kunst und Literatur) dient als zentraler Sammelpunkt die internationale Monatsschrift „DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS“ Herausgeber: Prof. R. Broda-Paris in Verbindung mit Dr. Hermann Beck-Berlin. Erscheint gleichzeitig in englischer Sprache in London und in französischer Sprache in Paris, ist somit die einzige wirklich internationale Tribüne, von der aus man zu allen Gebildeten der Welt reden kann. Dient keiner Partei, öffnet jeder ernsten freien Stimme die Spalten. (Einsendungen sind an den deutschen Herausgeber Dr. Hermann Beck, Berlin W. 50, Spichernstr. 17 erbeten). Verlag Georg Reimer, Berlin W. 35, Preis des Jahrgangs 10 Mark, des Einzelheftes 1 Mark. Probenummern unentgeltlich und portofrei.

Einladung zum Abonnement auf die = Wiener = **Wochenschrift „Die Wage“.**

Begründet 1898. Herausgeber Dr. L. KARELL.

Verlag Stern & Steiner.

„Die Wage“ stellt sich die Aufgabe, einen gebildeten Leserkreis über alle Ereignisse auf dem Gebiete der Politik und des geistigen Lebens zu informieren.

Abonnementpreis vierteljährlich mit portofreier Zustellung:
für Österreich-Ungarn Kr. 4.—, für das Deutsche Reich M. 4.—.
Probeabonnement pr. Oktober M. 1.— (auch in Marken).

Probehefte auf Verlangen unentgeltlich.

Man abonniert jederzeit bei allen Buchhandlungen, Zeitungsbureaus und Tabaktrafiken
bei den Postanstalten und bei der

Administration der „Wage“, Wien III./3, Flossgasse Nr. 12.

Otto Wigand m. b. H., Leipzig, Rossplatz 3.

Menschheitsziele

Monats-Rundschau für wissenschaftlich begründete
= Weltanschauung und Gesellschaftsreform. =

— — — Herausgegeben von Professor Dr. H. Molenaar. — — —

Mit Beiträgen hervorragender Schriftsteller.

Preis des künstlerisch ausgestatteten Einzelheftes 60 Pf.
Jahresabonnement (12 Hefte) M. 6.—.

(1 Jahrgang 1907 4 Hefte à Mk. 1.80, komplett Mk. 6.—.)

Auf dem Boden der modernen Wissenschaft stehend, wollen die „Menschheitsziele“ die neuen Wirklichkeitsideale zu einer Geist und Gemüt befriedigenden positiven Weltanschauung ausbauen, dabei aber auch der Poesie die ihr gebührende Stellung einräumen.

Jedes Vierteljahrssheft wird die Lebensskizze und das Bild eines für die Geistesbefreiung der Menschheit wichtigen Persönlichkeit enthalten. Berücksichtigt wurden bisher: Kirchbach, Confucius, Lamark, Comte, Feuerbach, Darwin, Friedrich der Große, Goethe.

Ich bitte Prospekte zu verlangen.

Dr. WALTER ROTHSCHILD, Verlagsbuchhandl. in Berlin-Wilmersdorf.

Mit dem soeben erschienenen Septemberheft beginnt der zweite Jahrgang
des neubegründeten

Archiv für Rechts- u. Wirtschaftsphilosophie

mit besonderer Berücksichtigung der Gesetzgebungsfragen

unter Mitwirkung von mehr als dreihundert Gelehrten aller Kulturländer
(Juristen – Theoretiker wie Praktiker – Nationalökonomien, Philosophen, Historiker.)
herausgegeben von **Josef Kohler** und **Fritz Berolzheimer**.

Vierteljahrsschrift.

Jahresabonnement 20 Mk.

Einzelheft 6 Mk.

Aus dem Inhalt:

Der Volksgeist bei Hegel, von Geheimrat Prof. Brie (Breslau).

Lehrbuch der Rechtsphilosophie, von Geheimrat Prof. Josef Kohler.

Richtiges Recht, von Hermann U. Kantorowicz (gegen Stammmer!).

Werner Sombart: Karl Marx und die soziale Wissenschaft (eine Kritik!).

Die Politik der Schweiz, von Prof. Carl Hilty (Bern).

Das schweizerische Zivilgesetzbuch, von Prof. A. Egger (Zürich).

Recht der Illegitimen, von Oberlandesgerichtsrat Engelmann (München).

Wahlpflicht in Oesterreich, von Dr. F. Kleinwächter (Czernowitz).

Ferner Aufsätze von Prof. Hubrich, Fritz Berolzheimer, Vossen u. a.

In einem gratis zur Verfügung stehenden Prospekte sind — neben der Ankündigung weiterer zur Veröffentlichung gelangender hochbedeutsamer Arbeiten — zahlreiche anerkennende Urteile der Fach- wie auch der Tagespresse über das in seiner Art einzige unerreichte Unternehmen zusammengestellt. Jede bessere Buchhandlung — In- und Ausland — (auf Wunsch der Verlag) legt die Zeitschrift zur Ansicht vor und nimmt Abonnements entgegen. — Der Inhalt der folgenden Hefte wird auszugsweise an gleicher Stelle veröffentlicht werden.

Berlin-Wilmersdorf.

Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild

Verlag der Aerztlichen Rundschau

Otto Gmelin, München.

Gudden, Professor Dr. Hans, München, Ueber Massensuggestion und geistige Massenepidemien. 75 Pf.

Eine hochinteressante Abhandlung über die Massenseele und die Umwandlung des einzelnen Individuums, sobald es sich einer Masse angliedert: mit dem sich bildenden Gefühle der Macht verbindet sich der Verlust der Verantwortlichkeit; der wachsende Nachahmungstrieb führt zu einer psychischen Ansteckung, die bis zur Hypnose fortschreiten kann. So erklären sich zahlreiche aus der alten und neuen Geschichte bekannte Tatsachen und Bewegungen, die man ohne Berücksichtigung der Massenseele und Massensuggestion nicht verstehen könnte. Jeder Gebildete wird aus der Schrift des bekannten Nervenarztes reiche Anregungen erfahren.

Das Rote Kreuz.

Pfülf, Oberst, Die Panik im Kriege. Mk. 1.20. geb. Mk. 2.—.

Der Verfasser definiert die Panik als einen ansteckenden akuten Geisteszustand, der sich ohne hinreichende äussere Veranlassung auf Grund von Illusionen entwickelt. Erschöpfung, Hunger und andauernde Gemütsspannung können auch eine geschulte Truppe in einen so explosiven Zustand versetzen, dass eine Kleinigkeit genügt, um die Panik zum Ausbruch zu bringen, doch verschwindet sie hier rasch und die Truppe ist bald danach wieder schlagfertig, während eine schlecht vorbereitete und mit den Führern nicht vertraute Truppe durch die Panik dauernd aufgelöst wird. Starke Nerven sind zur Vermeidung dieses Missgeschicks ebenso wichtig als ausreichende Verpflegung und Vertrauen in die Führung. Daher betont Verfasser, wie wichtig es ist, dass es dem Menschen schon im Frieden nicht unmöglich gemacht werden darf, gesunde Nerven zu bewahren: er trifft darin mit der Anschauung überein, dass in den modernen Kriegen Sieger bleibt, wer den Eindrücken des Kampfes am längsten zu widerstehen vermag. Zahlreiche Beispiele machen das Heft zu einer interessanten und anregenden Lektüre.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

— Begründet von Georg von Gifycki. —

Mit der Monatsbeilage „Kinderland“, Blätter für ethische Jugenderziehung,

und der Vierteljahrssbeilage: „Weltliche Schule“

(Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von Dr. Rudolf Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121.

Die im sechzehnten Jahrgange erscheinende Halbmonatsschrift „Ethische Kultur“ mit ihren wertvollen Beiblättern ist mit stetig wachsendem Erfolge bemüht, gegenüber der zum Teil unvermeidlichen Zersplitterung moderner fortschrittlicher Kulturentwicklung nachdrücklich deren Einheit zu betonen und festzuhalten, und somit eine gemeinschaftliche Basis zu schaffen, auf der alle freiheitlichen Gedankenrichtungen sich begegnen, und alle vorwärts gerichteten Elemente sich zusammen finden können. Diese Einheit findet sie in den großen Grundgedanken des Humanismus, wie sie in geschichtlicher Entwicklung allmählich sich herausgebildet haben und fort und fort — darauf gründet sich eben die Vielgestaltigkeit moderner Kultur — weiter entwickelt werden. Nicht also nach den kleinen Maßstäben irgendeiner beschränkten und engherzigen Moral, sondern nach denen der entwickeltesten Ethik, der reifsten und weitherzigsten Anschauungen über allgemein menschliches Sein und Werden sucht die „Ethische Kultur“ die Zeitgeschichte zu beleuchten und zu allen Fragen des öffentlichen Lebens Stellung zu nehmen.

Besondere Aufmerksamkeit wendet die „Ethische Kultur“ den sozial-ethischen Fragen zu, indem sie den innigen Wechselbeziehungen des wohlverstandenen humanistischen mit dem wohlverstandenen sozialen Gedanken nachzugehen bemüht ist. Im Vordergrunde stehen ihr auch die religiösen Probleme, die moralpädagogischen Fragen, namentlich die unablässige Forderung eines einheitlichen öffentlichen Moralunterrichts, die erst der einheitlichen Volkerziehung zur echten Menschlichkeit die sichere Grundlage geben kann. Indessen auch die Fragen des innerpolitischen Lebens, die internationalen Beziehungen werden eingehend erörtert, und mit Aufmerksamkeit die moderne ethische Entwicklung in Philosophie und Wissenschaft, sowie auf den verschiedenen Kunstgebieten verfolgt. Im ganzen ist die „Ethische Kultur“ bemüht, eine im besten Sinne des Wortes populäre Zeitschrift zu sein und dem Bedürfnis weitester Kreise nach Klärung, Anregung und vertiefter Geistes- und Gemütsbildung zu dienen.

Die „Ethische Kultur“ mit der Monatsbeilage „Kinderland“, Blätter für ethische Jugenderziehung, und der Vierteljahrssbeilage „Weltliche Schule“ (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht) erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Preis vierteljährlich M. 1.60. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt beim Verlag Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121, der auf Verlangen Probenummern gratis und franko versendet.

Die Friedens-Warte

= Zeitschrift für internationale Verständigung =

10. Jahrgang.

Herausgegeben von
Alfred H. Fried.

Erscheint monatlich. Mk. 6.— jährlich bei freier Zusendung. Man abonniert bei alten Buchhandlungen und bei der Expeditionsstelle der Buchdruckerei Pass & Garleb G. m. b. H., Berlin, Bülowstr. 66.

■ ■ ■ „Die Friedens-Warte“ ist das führende Organ des Pazifismus im deutschen Sprachgebiet. Sie orientiert über alle Vorgänge der Bewegung. Kritik der Zeitereignisse vom Standpunkt des wissenschaftlich-politischen Pazifismus. ■ ■ ■

Bücherfisch.

(Für Besprechung nicht verlangter Bücher übernimmt die Redaktion keine Verpflichtung.)

- Der Kolonialspiegel.** Der Deutschen Nation vorgehalten in ihrer Eigenschaft als Kolonialmacht. Von Hermann Rackow. Schwerin, Königstr. 17, S. Rackow. Preis M. 1.20.
- Grundlinien einer sozialen Bank.** Von B. A. Hoffmann. München, Max Steinebach. Preis M. 1.—.
- Neue Wege zur Therapie auf biologischer Grundlage.** Von Georg Hoffmann. Dresden, Mathildenstr. 43 b. Im Selbstverlag.
- Imperialismus und Romantik.** Kritische Studie über Ernest Seillière's „Philosophie des Imperialismus“. Von Prof. Lic. Dr. Eugen Kreuzer. Berlin 1909. Hermann Barsdorff.
- Frank Wedekind.** Seine Eigenart und seine Werke. Von Dr. Julius Kapp. Berlin 1902. Hermann Barsdorff.
- Rom am Rhein.** Drei Studien zum Kölner Erzbischof-Katechismus. Von Philalethes Montanus. 2. Auflage. Düsseldorf 1908. Literarische Anstalt Jüngst & Co.
- Das Christentum und die monistische Religion.** Von Max Werner. 1.—10. Tausend. Berlin. Carl Curtius. Preis M. 2.—, geb. M. 3.—.
- Elementare Metaphysik.** Von jur. Dr. Ludwig Zelinek. Zolbunow bei Warschau. Im Selbstverlag des Verfassers.
- Kritische Geschichte der modernen Philosophie mit Begründung der Notwendigkeit der Schaffung einer neuen „Philosophie der Zukunft“.** Von jur. Dr. Ludwig Zelinek. Zolbunow bei Warschau. Im Selbstverlag des Verfassers.
- Wer oder was ist Gott?** Von Dr. L. Dieffenbach. Lich (Oberhessen) 1908. Dr. Dieffenbach, Verlag und Buchhandlung.
- Die Wahrheit auf philosophischem, religiösem und politischem Gebiete für Denkende und Vertreter deutscher Kulturinteressen.** Von Karl Germar, stud. rer. nat. et. phil. Des ersten Teiles erster Band (vollständig in 5 Bänden). Leipzig - Gohlis 1908. Bruno Bolger. Preis M. 4.—.
- Vom Gottsuchen der Völker.** Aus heiligen Schriften aller Zeiten. Von Wilhelm Schwaner. Berlin-Schlachtensee 1908. Germanenbibel- und Volkszerzieherverlag.
- Wie belehren wir die Jugend über das Geschlechtsleben?** Ein Leitfaden für Eltern. Von Willy Bierath. 1.—5. Tausend. Wilmersdorf-Berlin. Germania-Verlag. Preis M. 0.50.
- Grundzüge einer sexuellen Pädagogik in der häuslichen Erziehung.** Von Dr. med. Julian Marcuse. München 1908. Verlag der „Ärztlichen Rundschau“ (Otto Gmelin). Preis M. 1.20.

Im Namen der hl. Mutter Kirche

durch die unfreiwillige Preisgabe der Autorenrechte des Buches „Die Ehe“ um meine Existenz gebracht, suche ich in einem literarischen Unternehmen freigeistigen Sinnes eine neue Existenz zu finden, in der ich mich berufsmäßig in Wort und Schrift der Aufklärung des Volkes widmen könnte. Doch ich brauche dazu noch einige Interessenten, die ich unter den Lesern des „Freien Wortes“ zu finden hoffe. Wer meine Pläne zu fördern bereit ist, erhält gern weitere Auskunft.

München, Waltherstr. 14.

Josef Leute, cand. med.
vorm. kath. Pfarrer.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Monatsschrift „Der Turm“ bei, auf den wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken.

Die Stiftung eines Kunstmündes.

— (Kunstblätter gratis.) —

Einen neuen und eigenartigen Erfolg hat die Monatsschrift „Nord und Süd“, die mit Eintritt in ihren 32. Jahrgang, innerlich und äußerlich vollkommen neu gestaltet, als eine der vornehmsten und gediegensten Blätter auf dem Plan erschien, zu verzeichnen gehabt. Einem bekannten Kunstmünd hat die prächtige Monatsschrift in ihrer neuen Gestalt derart gefallen, daß er dem Verlage des Blattes einen größeren Betrag zur Verfügung gestellt hat, mit der Bedingung, daß für diesen Betrag eine vornehme Propaganda gemacht werde.

— Der Verlag „Nord und Süd“ hat sich für die Ausführung folgender Idee entschieden: Auf Veranlassung von „Nord und Süd“ hat ein bekannter Kunstverein eine Reihe hervorragender

Meisterwerke klassischer u. moderner Kunst

z. B. Werke von Rembrandt, Raphael, Velasquez, Murillo, Franz Hals, Jan Steen, Botticelli, van Dyk, Millet, Meissonier, Ruysdael, Gainsborough, Reynolds, Lawrence, Greuze, Romney, Corot, Burne-Jones, Rosetti, Jos. Israels, Whistler, in einem technisch vorzüglichen Reproduktionsverfahren, der vom Generaldirektor der Königlichen Museen in Berlin, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Wilhelm Bode so warm empfohlenen Rembrandt-Gravüre in großem Formate ($87 \times 68\frac{1}{2}$ cm) reproduzieren lassen. Diese Kunstblätter, die in ähnlichem Format und in gleichwertiger Ausführung bisher im Handel mindestens ca. 15 bis 20 Mark kosteten, stellt er seinen Mitgliedern zu dem minimalen Preise von Mark 3.— pro Blatt zur Verfügung, hat sich aber außerdem bereit erklärt, jedem neu eintretenden Abonnenten auf die Zeitschrift „Nord und Süd“ ein derartiges Blatt nach Wahl des Abonnenten vollkommen gratis zu liefern und ferner den Abonnenten von „Nord und Süd“ die übrigen erschienenen Blätter zu dem oben erwähnten Vorzugspreise, den sonst nur die Vereinsmitglieder genießen, zu überlassen. Das Verzeichnis der betreffenden Kunstblätter ist vom Verlage „Nord und Süd“, Berlin W. 35, gratis und franko erhältlich. Jeder Kunstmünd kann also jetzt dadurch, daß er (zum Preise von Mark 2.— monatlich) auf den Jubiläums-Jahrgang von „Nord und Süd“ abonniert, sich einen herrlichen großen Wandschmuck kostenfrei verschaffen und ferner eine Sammlung von prachtvollen großformatischen Kunstblättern zu ca. ein Sechstel des bisher üblichen Preises nach und nach anschaffen.